



In Verbindung mit Hans Paul Bahrdt, Helmut Böhme  
Rudolf Hillebrecht, Eberhard Jäckel und Friedrich Mielke  
herausgegeben von Otto Borst

Wolfgang Sofsky, Göttingen  
Stationen moderner Stadtkritik

Dirk Schubert, Hamburg  
Stadtkritik und Stadtplanung

Andreas Mielck, Hamburg  
Städtische Bebauungsdichte

Hans-Hermann Bock, Ansbach  
Altstadtsanierung: zum Beispiel Ansbach



ISSN 0170-9364

Die alte Stadt. Vierteljahresschrift  
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie  
und Denkmalpflege

In Verbindung mit Hans Paul Bahrddt,  
Helmut Böhme, Rudolf Hillebrecht,  
Eberhard Jäckel und Friedrich Mielke  
herausgegeben von Otto Borst

Band 1/1986. Dreizehnter Jahrgang

*Redaktionskollegium:* Professor Dr. Otto Borst, Lehrstuhl für Landesgeschichte am Historischen Institut der Universität Stuttgart, Keplerstraße 17, 7000 Stuttgart 1 (Schriftleitung) – Professor Dr. Burkhard Hofmeister, Direktor des Instituts für Geographie an der Technischen Universität Berlin, Budapester Straße 44/46, 1000 Berlin 30 – Professor Dr. Rainer Jooß, Historisches Seminar an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, Oberbettlingerstraße 200, 7070 Schwäbisch Gmünd – Professor Dr. Hermann Korte, Fakultät für Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum, Universitätsstraße 120, 4630 Bochum – Architekt Dipl.-Ing. Hellmut Richter, Ministerialrat im Bayerischen Staatsministerium des Innern, Oberste Baubehörde, Karl-Scharnagl-Ring 60, 8000 München 22 – Redaktionslektorat: Frauke Borst, Lipperheidestr. 27C, 8000 München 60 – Rezensionsteil und Redaktionssekretariat: Eduard Theiner, M. A., Marktplatz 16, Postfach 269, 7300 Esslingen am Neckar.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in Vierteljahresbänden mit einem Gesamtumfang von etwa 390 Seiten. Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich DM 116,-; Vorzugspreis für Studierende gegen jährliche Vorlage einer gültigen Studienbescheinigung DM 92,- einschließlich Versandkosten und Mehrwertsteuer; Einzelbezugspreis für den Vierteljahresband DM 30,- einschließlich Mehrwertsteuer und zuzüglich Versandkosten ab Verlagsort. Preisänderungen vorbehalten. Abbestellungen sind nur 6 Wochen vor Jahresende möglich.

*Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung:* W. Kohlhammer GmbH, 7000 Stuttgart 80, Heßbrühlstraße 69, Postfach 800430, Tel. 7 86 31. Verlagsort: Stuttgart. Gesamtherstellung: W. Kohlhammer GmbH, Graphischer Großbetrieb, Stuttgart. Printed in Germany.

*Redaktionelle Zuschriften* und Besprechungsexemplare werden an die Anschrift der Schriftleitung erbeten: 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Postfach 269, Tel. (0711) 35 7670. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie fotomechanische und andere Vervielfältigungen bedürfen der schriftlichen Genehmigung des Verlages.

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln Mainz

Wolfgang Sofsky

## Schreckbild Stadt. Stationen der modernen Stadtkritik

Als der ältliche Griesgram Matthew Bramble, die Hauptfigur in Tobias Smolletts Briefroman »Humphry Clinker« (1771), nach Jahren wieder einmal London aufsucht, überfallen ihn Angst und Beklemmung. Eine gewaltige Bauwelle hat das vormals freie Feld mit Häusern, Plätzen und Gassen überzogen; wie ein monströses Krebsgeschwür überwuchert die Metropole das Land und zehrt an den Kräften der Nation. Auf ihren Straßen tummelt sich allerlei Gesindel, Müßiggang und Korruption, Amusement und Luxus haben Sitte und Moral ausgehöhlt, und auch die altbekannte Ordnung der Stände ist gänzlich aus den Fugen geraten. »Der Handlanger, der Schlosser, der Schankbursche, der Gastwirt, der Krämer, der Rechtsverdreher, der Bürger und der Höfling, alle treten sich gegenseitig auf die Fersen. Besessen vom Teufel der Zügellosigkeit und Ausschweifung sieht man sie spazieren, kutschieren, reiten, rennen, rempeln, springen, knallen und fallen – ein einziges widerwärtiges Durcheinander von Dummheit und Verdorbenheit. Alles ist Tumult und Hetze, man könnte meinen, eine Störung im Gehirn, die sie nicht zur Ruhe kommen läßt, halte sie ständig in Trab. Die Passanten rennen über die Gassen, als ob ein Büttel hinter ihnen her sei; Träger mit Sänften und Lasten eilen im Laufschrift dahin; Leute jagen mit ihren Equipagen in vollem Tempo durch die Stadt, Ratsherren, Ärzte und Apotheker sausen in ihren Kutschen blitzschnell vorbei. Die Droschkenkutscher bringen ihre Gäule zum Dampfen, das Pflaster dröhnt unter ihnen, und einmal habe ich sogar gesehen, wie ein beladener Frachtwagen Piccadilly im Handgalopp passierte. Mit einem Wort: Die ganze Nation scheint verrückt geworden zu sein.«<sup>1</sup>

London, damals mit 800 000 Einwohnern die größte Stadt des Abendlandes, hat alle vertrauten Maßstäbe verrückt: die üblichen Regeln des sozialen Umgangs, die höfischen Gebote der Schicklichkeit, die gewohnte Stufenleiter der Zünfte und Berufe und das Tempo der Fortbewegung. Auf der Straße, die weder Fußsteige noch getrennte Fahrbahnen kennt, scheinen alle gesellschaftlichen Unterschiede eingeebnet und jedermann dem anonymen, unaufhaltsamen Verkehrssog unterworfen zu sein. Bürger und Höflinge, Meister und Gesellen, Herren und Dienstboten treffen, prallen aufeinander und werden augenblicklich von dem Menschenstrudel weitergespült. Im Irrenhaus der Großstadt

<sup>1</sup> Tobias Smollett, *The Expedition of Humphry Clinker* (1771), London 1966; hier zit. nach N. Kohl (Hg.), *London. Eine europäische Metropole in Texten und Bildern*, Frankfurt 1979, S. 107f.

begegnet der Neuankömmling nur Fremden, die selbst gerade erst dabei sind, neue Formen ihres gesellschaftlichen Verkehrs zu entwickeln.<sup>2</sup>

Dem Besucher freilich, der lediglich die gemächliche Geschwindigkeit des Landlebens kennt und nur kurz in der Metropole weilt, entgeht, womit jeder Städter rasch vertraut wird: daß auch der chaotische Straßenverkehr seine Klassenordnung hat. Schutzlos ist das Fußvolk den Fahrkünsten der Fuhrleute, Kutscher und Kabriolettlenker ausgeliefert. Unfälle sind an der Tagesordnung, und meist sind die Ärmere die Opfer, die sich den Luxus der Mietwagen nicht leisten können. Die Hierarchie der Stände und des Reichtums, die die Menge aufzuheben scheint, kehrt in der Vorfahrt der Karossen und Equipagen wieder.

Hetze, Chaos, Rivalität und die Furcht vor dem Unbekannten, all dies gehört zu den ersten Eindrücken, die sich dem Reisenden in der Stadt aufdrängen. Aber trotz aller Verstörungen behält Smolletts Romanfigur noch Distanz zum Geschehen. Sie verliert sich nicht im Labyrinth, im Dickicht der Stadt, sondern läßt die Ereignisse vor ihrem moralisch gefestigten Blick vorüberziehen. Smollett schildert die Metropole nicht als undurchdringlichen Dschungel, sondern hält sich in gebührender Entfernung. Wie der begüterte Bürger nach der Erledigung seiner Geschäfte in sein Landhaus zurückkehrt, um dort das Leben des bodenständigen Landadels nachzuahmen, so rettet sich Matthew Bramble vor den Schrecknissen der Stadt in die Gefilde Arkadiens. Der Fluchtweg aufs Land, zur Natur, ins Grüne ist seit jeher der Königspfad des antimodernen Bewußtseins.<sup>3</sup>

### I.

Neben aufklärerischen Fortschrittsmythen wird die Geschichte der Moderne begleitet von romantischen Mentalitäten und Motiven. Lange vor dem Elend in den Industriestädten entzündet sich die Polemik gegen die neue, städtische Lebensform an den Hauptstädten des 18. Jahrhunderts, an London und Paris. Seitdem gilt das Unbehagen an der modernen Kultur nicht nur der Technisierung der Arbeit, der Anonymität des bürokratischen Zentralstaates und der Aufspaltung der Lebenswelt in separate Funktionsbereiche,<sup>4</sup> sondern ebenso dem Ort, an dem sich der Prozeß der bürgerlichen Gesellschaft vollzieht: der »großen Stadt«. Und es ist keineswegs ein spezifisch deutscher Affekt, der die vermeintlich heile Dorf- und Kleinstadtidylle gegen die versachlichte Kultur der Großstadt ausspielt. Der Antiurbanismus ist international,<sup>5</sup> wenn auch in Deutschland der Kanon der vorge-

<sup>2</sup> Vgl. *Richard Sennett*, *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt 1983, S. 65 ff.

<sup>3</sup> Erinnert sei z. B. an die Landhäuser der Oberschicht von Florenz, von denen bereits im 13. Jahrhundert berichtet wird, oder die Villen des venezianischen Adels an der Brenta.

<sup>4</sup> Vgl. *Peter L. Berger / Brigitte Berger / Hansfried Kellner*, *Das Unbehagen in der Modernität*, Frankfurt 1975.

<sup>5</sup> Vgl. *Carl E. Schorske*, *The Idea of the City in European Thought: Voltaire to Spengler*, in: *O. Handlin / J. Burchard* (Hg.), *The Historian and the City*, Cambridge (Mass.), 1963, S. 95–114;

prägten Topoi erst mit Verspätung aufgenommen wird und dort seine charakteristische Radikalität gewinnt.

Welche merkwürdigen Koalitionen die Aversion gegen die Stadt zusammenführt, zeigt bereits ein kursorischer Rückblick auf die ersten französischen Attacken gegen Paris. Nachdem sich Ludwig XIV. nach dem Aufstand der Fronde nach Versailles zurückgezogen hatte, warnte sein Finanzchef Colbert vor dem unkontrollierbaren Wachstum der Hauptstadt. In Paris braue sich Unheil über dem Sonnengott zusammen, gebiete man der Landflucht nicht rechtzeitig Einhalt. Die Stadt zerstöre das natürliche Gleichgewicht der Nation, sie entvölkere das Land und bedrohe die politische Ordnung.<sup>6</sup> Für die ökonomischen Kalkulationen des Physiokraten Quesnay, der für Diderots »Enzyklopädie« den Artikel »population« verfaßte, war die Metropole naturgemäß ein künstlicher, unproduktiver Wasserkopf, der die nationale Wertschöpfung aufbraucht, unverheiratete Dienstboten anlockt und so die biologische Selbstzerstörung des Königreichs betreibt. Paris reißt das Land in den politischen und wirtschaftlichen Ruin.

Aus der Froschperspektive der Einwohner erlebte man die vom Hof besteuerte und streng überwachte Stadt hingegen eher als ein kollektives Gefängnis. Kurz vor der Revolution gegen das Ancien régime notierte der republikanische Reporter Louis Sébastien Mercier in seinem »Tableau de Paris«, einer noch immer unausgeschöpften Fundquelle sozialkritischer Alltagsberichte: »Überdies sind die großen Städte genau nach dem Geschmack der absolutistischen Regierung. Sie tut alles, um Paris mit Menschen vollzupfropfen; die großen Herren lockt sie mit Luxus und Genüssen – die Massen treibt sie in den Pferch wie Lämmer, auf daß es den Schäferhunden leichter falle, die Herde zusammenzuhalten und den Gesetzen Geltung zu verschaffen. Und schließlich ist Paris ein großer Kessel, in dem die Menschheit unter sicherem Verschuß gehalten wird.«<sup>7</sup>

zum amerikanischen Antiurbanismus vgl. *Morton White / Lucia White*, *The Intellectual versus the City: From Thomas Jefferson to Frank Lloyd Wright*, Cambridge (Mass.) 1962; Hinweise und Materialien zur englischen Stadtkritik geben: *Raymond Williams*, *The Country and the City*, London 1975; *B. I. Coleman* (Hg.), *The Idea of the City in Nineteenth-Century-Britain*, London 1973. Über die Geschichte der Paris-Literatur informieren: *Pierre Citron*, *La poésie de Paris dans la littérature française de Rousseau à Baudelaire*, Paris 1962; *Robert Minder*, *Paris in der französischen Literatur (1760–1960)*, in: *Minder*, *Dichter in der Gesellschaft*, Frankfurt 1972, S. 319–375. Allerdings bleiben die meisten vorliegenden Studien einer begrenzten ideengeschichtlichen Perspektive verhaftet, die die realen Lebensverhältnisse in den historischen Städten nur unzureichend erfaßt. Eine komparative Kultursoziologie des internationalen Antiurbanismus, die auch die Ungleichzeitigkeiten der Urbanisation berücksichtigt, ist noch immer ein Desiderat.

<sup>6</sup> Während in Frankreich König und Paris antagonistische Kräfte darstellten, war das seit 1690 einsetzende Wachstum Londons, trotz der Rivalität zwischen der bürgerlichen City und dem höfischen Westminster, insgesamt begleitet von einer Stabilisierung des in seine Schranken verwiesenen Hoflebens.

<sup>7</sup> *Louis Sébastien Mercier*, *Mein Bild von Paris* (Auszüge aus dem »Tableau de Paris«, 1788), Frankfurt 1979, S. 19.

Mercier, der Städter, kannte die Verpestung der Umwelt, das Elend der Unterschichten und den modischen Glanz des Reichtums aus eigener Anschauung und aufgrund intensiver Recherchen. Sein intellektueller Mentor, der über der Stadt den Bannfluch der moralischen Verderbnis verhängte, zog es dagegen vor, die Pariser Umgebung mit der Botanisiertrommel zu durchstreifen. Jean Jacques Rousseau sah in der Hauptstadt nur das Zentrum des zivilisatorischen Verfalls, einen Ort der Niedertracht, Hochstapelei und Selbstsucht. Die Gier nach Beifall, Ansehen und Ruhm trete an die Stelle der Tugend. Das ausgeklügelte Rollenspiel und die gefällige Selbstdarstellung überdeckte jede aufrichtige Begegnung der Menschen. Anstatt sich selbst wahrhaftig und authentisch zum Ausdruck zu bringen, frönten sie dem Müßiggang und beließen es bei unverbindlichen Kontakten. Nicht Familie, Arbeit und Bürgerpflicht, nicht Willensstärke und Charakter zählten in Kosmopolis, sondern einzig Konvention, Spiel und Vergnügen. Paris sei ein einziges Theater, eine Schaubühne, auf der die Menschen Personen darstellen und dadurch nicht nur den wahren Bürgersinn verfehlen, sondern auch sich selbst.<sup>8</sup> So treffen sich am Ende Staatsräson, Kulturkritik, ökonomische Besorgnis und republikanische Revolte in der gemeinsamen Verdammung der Metropole. Der Kulturschock der großen Stadt sprengt die politischen Fronten – und verleitet zu antiurbanen Utopien.<sup>9</sup>

## II.

Zur politischen Vorsicht und moralischen Entrüstung gesellt sich die ästhetische Irritation. Die Stadt verwirrt die Sinne, sie ist ein grandioses Spektakel, das ungehindert auf die schutzlosen Sinne einströmt. Immer neue Reize ziehen den Blick auf sich, immer neue Geräusche überlagern, verdrängen einander, besetzen das Ohr, das sich nicht schließen läßt. Die unverbundenen Eindrücke steigern sich zum Bilderwirbel, die Geräusche und Töne schwellen an zum dröhnenden Getöse.<sup>10</sup> Abrupt wird der Betrachter von Situation zu Situation, von Ereignis zu Ereignis geschleudert, bis keiner mehr weiß, wo ihm der Kopf steht. »O welch ein Ansturm auf das Aug' und Ohr! Was für ein Lärmen und anarchisches Getöse – höllisch und barbarisch – ein Phantasma, ungeheuerlich durchaus, an Farbe, Form, Bewegung, Laut und Anblick! (...) Da zetern Affen, von der Schaukel baumelnd; da wirbeln Kinder rund in Karussellen; da ist ein Köpferecken, Blickverdrehen, da wird die

<sup>8</sup> Vgl. z. B. *Jean Jacques Rousseau*, Brief an Herrn d'Alembert (1758), in: *Rousseau*, Schriften Bd. 1, München 1978, S. 335f.

<sup>9</sup> Man denke z. B. an Charles Fouriers utopisches Projekt der »Phalanx«, das sich keineswegs gegen die industrialisierte Großstadt, sondern gegen die Handelsstadt mit ihrer Geldwirtschaft richtete. Der kaufmännische Angestellte Fourier kannte lediglich die Seidenmanufakturen seiner Heimatstadt Lyon, nicht jedoch, wie die englischen Sozialutopisten, die bereits mechanisierte Großproduktion in den Textilfabriken Mittel- und Nordenglands.

<sup>10</sup> Hinweise zu einer Kulturgeschichte der Hygiene und des Geruchs in den Städten gibt neuerdings *Alain Corbin*, Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs, Berlin 1984.

Masse angelockt mit Stimmen, die sich im Wettstreit überschlagen; und da eifern Possenreißer miteinander im Gliederrenken, Schrein, Grimassenschneiden, (...) Wachsbilder, Glockenspiele, Zauberkünste moderner Magier, Raubzeug, Marionetten – Abseitiges, Gesuchtes, übertriebener Unfug, Mißbildung alles, wider die Natur, willkürlich ausgedacht vom Hirn des Menschen in prometheischer Gedankenzeugung; sein blöder Stumpfsinn, sein verrücktes Wähnen und was daraus als Heldentat hervorging – all dies ist hier vermengt, vermantscht und bildet ein Parlament von Monstren.<sup>11</sup>

Die Szenerie des Volksfestes von Sankt Bartholomäus, die William Wordsworth 1805 schilderte, steht als Gleichnis für die ganze Stadt. London ist ein Jahrmarkt, ein Tanzplatz der Sensationen, der Schaulust und des Sinnenrauschs. Die Metropole des Welthandels bricht nicht nur mit der überkommenen Lebensweise, vor allem schockiert sie die Sinne. Es sind nicht allein die unbekanntenen Eindrücke, die fremden Menschen und Dinge, die kuriosen, exotischen Attraktionen, die den dünnen Reizschutz der Menschen verletzen, es ist vielmehr die grundlegende Veränderung der Wahrnehmungsweisen und der Erlebniszeit, die die Menschen überwältigt.

In der Stadt wird der innere Strom der Erfahrungszeit auf den Zeitpunkt, auf die diskontinuierliche Abfolge von Jetztpunkten reduziert. Überraschendes und Plötzliches bricht in das Wahrnehmungsfeld ein, zerrüttet seine Struktur und verhindert dadurch die allmähliche, gelassene Erweiterung des Wissens. Die Übermacht der Stadt, ihre Autonomie als soziales Gebilde, zeigt sich zunächst an dieser Oppression der Sinne. Das Wahrnehmen ist keine Handlung, keine auswählende Tätigkeit mehr, sondern ein Widerfahrnis. Der gewaltsame Überfall der Ereignisse kehrt das gewohnte Verhältnis zwischen Subjekt und Objektwelt, zwischen Aktivität und Passivität um. Nicht die Sinne ergreifen die Stadt, die Stadt bemächtigt sich der Augen und Nasen. Ihr akustischer Wildwuchs rührt überdies an den Grundlagen der menschlichen Kommunikation. Der Topos von Babylon, der bis heute gegen die moderne Großstadt angewendet wird, findet hier seine natürliche Bestätigung. Der Lärm, die stetige Geräuschkulisse und das chaotische Stimmengewirr der Fremden blockieren jede Verständigung.

Doch Babylon ist auch eine verführerische Hure. Zwar konnte sich um 1800 der »perambulator« in London<sup>12</sup> noch nicht in der organisierten Warenästhetik der Passagen und Kaufhäuser verirren. Aber dafür lockten zahllose Auslagen, Wappen, Firmenzeichen

<sup>11</sup> *William Wordsworth*, Präludium oder das Reifen eines Dichtergeistes. Ein autobiographisches Gedicht, Stuttgart 1974, S. 194f.

<sup>12</sup> Die Figur des »perambulators« in London ist nicht zu verwechseln mit dem späteren Pariser »Flaneur«, dem der aktiv-explorative Aspekt fehlt. Der »perambulator« gleicht eher einem Sozialreporter als einem gelangweilten, wenn auch wachsamen Dandy. Vgl. *Uwe Böker*, Von Wordsworths schlummerndem London bis zum Abgrund der Jahrhundertwende. Die Stadt in der englischen Literatur des 19. Jhs., in: *C. Meckseper / E. Schraut* (Hg.), Die Stadt in der Literatur, Göttingen 1983, S. 34f.

und Schilder, Riesenlettern an den Häuserfronten und Goldmedaillen über den Türen. Auf der Straße boten Schausteller, Kleinkünstler und Händler ihre vielfältigen Waren und Dienste feil. Die Höker priesen mit findigen Vorführungen ihre Güter an, unzählige Krämer und Handwerker warben für allerlei nützliche und unnütze Dinge, gewitzte Trödler tauschten verschlissene Fetzen gegen neue Gewänder, und an den Toreinfahrten präsentierten die öffentlichen Mädchen dem zögernden Freier ihre Reize. All dies verstörte den Wanderer, aber faszinierte ihn zugleich. Der Glanz der Dinge blendet das Auge und betört die Sinne. Die Angstlust des Jahrmarktes, die Lust am Zauber der Gefahr, fesselt die Begierde und ruft doch sogleich moralische Entrüstung hervor, ja die moralische Aversion scheint gerade dort am ausgeprägtesten zu sein, wo die ästhetischen Verwirrungen und Verführungen am stärksten bedrängen.

Wenn jedoch das Einzelne in der Mannigfaltigkeit der Sensationen untergeht, verschwinden auch die Kontraste. Nach der passiven Impression breitet sich Leere aus. In der überkomplexen, ungeordneten Sinnenwelt der Weltstadt verlieren sich die Unterschiede und damit auch die Bedeutungen: »O sinnenleerte Wirrnis! Wahrer Abriß des, was die mächt'ge Großstadt selber ist für abertausende von ihren Söhnen, die in dem stetig gleichen wilden Wirbel nichtssagender Objekte leben müssen: Zu unfruchtbarer Gleichheit werden sie genornt und eingeschmolzen durch den Anblick von Buntheit und Unterschieden, die gesetzlos, sinnlos, ewig ziellos sind. Solch ein Milieu ist selbst für hohe Geister mühselig zu ertragen, niederdrückend, und auch der Stärkste bleibt davon nicht frei.«<sup>13</sup>

Daß die Abstumpfung gegenüber den Differenzen ihre materielle Ursache jedoch weniger in der vielbeklagten Reizüberflutung, als vielmehr in der Monetarisierung der Sinnenwelt, in ihrer Verwandlung in käufliche Güter hat, dies kann erst ein analytischer Blick hinter die Scheinwelt der Fetische offenbaren. Die Großstadt ist der Mittelpunkt der modernen Geldwirtschaft. Das Geld ist der Zauberschlüssel zu allen Schätzen, es ist das Maß aller Dinge, der Wert aller Werte, das absolute Mittel für jedes Ziel. Was es in seinen Bann, in seinen Kreislauf zieht, verliert unweigerlich seinen besonderen Wert. Denn das Geld selbst ist farb- und charakterlos, es ist das Ding ohne Eigenschaften. Alles bringt es auf denselben Nenner, und je mehr man für Geld haben kann, desto wertloser wird das Einzelne. »Die Dinge erscheinen dem Blasierten in einer gleichmäßig matten und grauen Tönung, keines wert, dem anderen vorgezogen zu werden. Diese Seelenstimmung ist der getreue subjektive Reflex der völlig durchgedrungenen Geldwirtschaft; indem das Geld alle Mannigfaltigkeiten der Dinge gleichmäßig aufwiegt, alle qualitativen Unterschiede zwischen ihnen durch Unterschiede des Wieviel ausdrückt, indem das Geld, mit seiner Farblosigkeit und Indifferenz, sich zum Generalnenner aller Werte aufwirft, wird es der fürchterlichste Nivellierer, es höhlt den Kern der Dinge, ihre Eigenart, ihren spezifischen

<sup>13</sup> William Wordsworth, Präludium (s. A 11), S. 196.

Wert, ihre Unvergleichbarkeit rettungslos aus.«<sup>14</sup> Durch diese Umwertung der Dinge, ihre Transformation in Äquivalente des Geldhandels, erzeugt das Geld die großstädtische Mentalität der Gleichgültigkeit und ordnet doch zugleich die chaotische Mannigfaltigkeit der sinnlichen Reize.

### III.

Am 29. Juli 1801 sendet Heinrich von Kleist einen Brief an Adolfine von Werdeck, in dem er von den ersten Eindrücken seines Paris-Besuchs berichtet: »Zuweilen gehe ich mit offenen Augen durch die Stadt, und sehe – viel Lächerliches, noch mehr Abscheuliches, und hin und wieder etwas Schönes. Ich gehe durch die langen, krummen, engen, mit Kot und Staub überdeckten, von tausend widerlichen Gerüchen duftenden Straßen, an den schmalen, aber hohen Häusern entlang, die sechsfache Stockwerke tragen, gleichsam den Ort zu vervielfachen, ich winde mich durch einen Haufen von Menschen, welche schreien, laufen, keuchen, einander schieben, stoßen und umdrehen, ohne es übelzunehmen, ich sehe jemanden an, er sieht mich wieder an, ich frage ihn ein paar Worte, er antwortet mir höflich, ich werde warm, er ennuyiert sich, wir sind einander herzlich satt, er empfiehlt sich, ich verbeuge mich, und wir haben uns beide vergessen, sobald wir um die Ecke sind.«<sup>15</sup>

Wir wissen, daß Kleist seine Erlebnisse für sprachliche Stilübungen benutzte und seine Textproben mehrfach in seine Briefe einzumontieren pflegte. Was hier als spontane Expression erscheint, ist in Wahrheit eine wohlstilisierte Darstellung, die konventionelle Muster der Straßenbeschreibung aufnimmt. So arg kann das Gewühl, das Geschrei, Geschiebe und Gekeuche nicht gewesen sein, wie es Wörter und Syntax suggerieren. Offenbar nimmt kein Passant dem anderen die Belästigung übel, ja es scheinen bereits Umgangsregeln in Kraft zu sein, die den sozialen Kontakt dosieren.<sup>16</sup> Den sensiblen Preußen verstört nicht die Brutalität des städtischen Verkehrs, die Smollett so beklagt hatte, sondern die Dissoziation der Menschen, ihre Vereinzelung und Isolation in der Menge. Die Begegnung des Gesprächs kommt nicht zustande, wenn jeder es beim flüchtigen Blick- oder Wortwechsel beläßt. Man erblickt den anderen, weicht ihm behende aus, um die eigene Körperzone zu schützen, und vergißt ihn sogleich. Der soziale

<sup>14</sup> Georg Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben (1903), in: Simmel, Brücke und Tor, Stuttgart 1957, S. 232f.

<sup>15</sup> Heinrich von Kleist, Geschichte meiner Seele, Frankfurt 1977, S. 220.

<sup>16</sup> Recht präzise hat dies später Edgar Allan Poe in der Erzählung »The Man of the Crowd« (1840) geschildert: »Bei weitem die größere Zahl der Vorübergehenden zeigte ein zufriedenes Gehaben und schien allein daran zu denken, sich einen Weg durch das Gedränge zu bahnen. Ihre Stirnen waren gefaltet, und ihre Augen rollten quick-behende; wurden sie von Mitpassanten angestoßen, so legten sie keinerlei Anzeichen von Ungehaltenheit an den Tag, sondern ordneten ihre Kleidung und eilten weiter.« Edgar Allan Poe, Der Massenmensch, in: Poe, Werke Bd. 2, Olten 1967, S. 707f.

Austausch, der persönliche Wärme und Intimität verspricht, ist schon zu Ende, ehe er begonnen hat. Zwischen den Fremden, die die Großstadt auf Tuchfühlung zusammendrängt, herrscht der Frost der sozialen Entfremdung.

Die Menge ist die für die Großstadt typische Form der sozialen Gesellung. Trotz der zusammengewürfelten Enge und heterogenen, klassenübergreifenden Zusammensetzung hat jedoch auch sie ihre heimliche Ordnung. Zeichen und Gesten markieren die Pfade durch das Gedränge, Gruß- und Höflichkeitsrituale bekunden Kontaktbereitschaft, typische Ausweichbewegungen des Körpers sorgen für Abstand und forsche Gehweisen sichern Vorsprünge beim Kampf um die kürzesten Wege. Freilich gelten in der Menge weder die Normen der Zusammenarbeit noch gar der persönlichen Gemeinschaft. Die Menge ist kein Ort intimer Selbstoffenbarung, im Gegenteil: Ihre Regeln ersparen den Menschen unerwünschte Begegnungen und lästige Kontakte. Denn Freiheit in der Stadt bedeutet zunächst, trotz körperlicher, natürlicher Nähe von den anderen nicht behelligt zu werden.

Aber wie das Chaos der Waren und Dinge den Betrachter zugleich abstößt und fesselt, so hat auch die Menge einen doppelten Gefühlswert. Sie vereinzelt den Fußgänger und umhüllt ihn gleichzeitig. Der flanierende Privatmann gibt sich ihren Ereignissen hin und genießt das wechselvolle »Bad in der Menge«. »Für den vollkommenen Flaneur, für den passionierten Beobachter ist es ein ungeheurer Genuß, in der Masse zu hausen, im Wogenden, in der Bewegung, im Flüchtigen und Unendlichen. Außerhalb seines Heims zu sein, und doch sich überall bei sich daheim zu fühlen; die Welt zu sehen, im Mittelpunkt der Welt zu sein, und der Welt verborgen zu bleiben: das sind ein paar der geringsten Genüsse dieser unabhängigen, leidenschaftserfüllten, unvoreingenommenen Geister.«<sup>17</sup> Die umherirrende Seele des Dandy sucht sich einen fremden Körper, schlüpft in die Hülle des anderen hinein, vermählt sich mit ihm – und fliegt schon hinüber zum nächsten. Mit fieberhafter Beweglichkeit schweift sie, wie in einem orgiastischen Rausch, von Szene zu Szene, von Maske zu Maske, läßt sich treiben, identifiziert sich, prostituiert sich, ohne sich je selbst zu verlieren. Für den Dandy Baudelaire, in dessen Werk die großstädtische Menge so allgegenwärtig ist, daß sie nie eigens beschrieben wird,<sup>18</sup> gleicht die Promenade einer erotischen, geradezu symbiotischen Erfahrung. Ihm ist die Einsamkeit des Flaneurs keine Bürde, sondern vielmehr die Voraussetzung seiner Lebensform. Alles nimmt er hin, als ob es ihn selbst beträfe, und nur dieser Passivität gegenüber den Genüssen der Menschenflut verdankt er seine Selbständigkeit, seine Identität, seine Existenz.

Unbestreitbar ist der Dandy ein gesellschaftlicher Außenseiter. Er betrachtet die Menge von außen, stürzt sich hinein, überläßt sich kurzzeitig ihrem Sog, um sich alsbald

<sup>17</sup> Charles Baudelaire, Der Künstler, ein Mann der Welt, ein Mann der Menge und ein Kind (Guys-Aufsatz, 1863), in: Baudelaire, Werke Bd. 4, Dreieich 1981, S. 281.

<sup>18</sup> Vgl. Walter Benjamin, Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus, Frankfurt 1974, S. 117.

herauszustehlen und sich zu entfernen. Die meisten Passanten jedoch schlendern nicht gelassen durch den geordneten Straßentumult, sondern durchheilen ihn auf dem Weg nach ihren individuellen Zielen. Wer es eilig hat, dem ist die Menge kein Rauschmittel, sondern einfach ein Verkehrshindernis. Unter dem Regiment des Privateigentums begegnet der andere auch auf der Straße als Rivale um die Zeit. »Diese Hunderttausende von allen Klassen und aus allen Ständen, die sich da aneinander vorbeidrängen, sind sie nicht alle Menschen mit denselben Eigenschaften und Fähigkeiten und mit demselben Interesse glücklich zu werden? (...) Und doch rennen sie aneinander vorbei, als ob sie gar nichts gemein, gar nichts miteinander zu tun hätten, und doch ist die einzige Übereinkunft zwischen ihnen die stillschweigende, daß jeder sich auf der Seite des Trottoirs hält, die ihm rechts liegt, damit die beiden aneinander vorbeischießenden Strömungen des Gedränges sich nicht gegenseitig aufhalten; und doch fällt keinem ein, die andern auch nur eines Blickes zu würdigen. (...) Die Auflösung des Menschheit in Monaden, deren jede ein apartes Lebensprinzip und einen aparten Zweck hat, die Welt der Atome ist hier auf die höchste Spitze getrieben.«<sup>19</sup>

Engels' Sicht der Londoner Straßenszenerie ist neu. Smolletts konservative Klage über die vermeintliche Nivellierung der Stände ist dem demokratischen Postulat nach dem gleichen Glück für jedermann gewichen. Wordsworths sinnliche Konfusion hat dem diagnostischen Blick für die Entfremdung der Privatleute Platz gemacht, und Kleists private Enttäuschung über die soziale Entfernung erweist sich im nachhinein als Zeichen für ein gesellschaftliches Organisationsprinzip. Denn auch auf der Straße gilt die Devise des Privateigentums, daß die Zeit Geld ist. Im Naturzustand unterbindet der Eigennutz jede Solidarität, jeder kämpft gegen jeden.

Gleichwohl erfaßt Engels' dramatische Schilderung nur einen Aspekt des Straßenlebens. Wie seine kulturkritischen Vorläufer bleibt auch er dem provinziellen Blick des Neuankömmlings verhaftet. Nicht das Gegeneinander der Konkurrenz beherrscht nämlich die Menge, sondern das Nebeneinander der seriellen Ordnung. Keineswegs ist der andere primär Gegner oder Rivale, er ist zuerst eine gleichgültige, austauschbare, überzählige Figur.<sup>20</sup> Die kurzen Kontakte dienen vornehmlich der Abwehr, dem Ausweichen, der Abgrenzung. Begegnungen bedürfen mühevoller Annäherung und Verabredungen. Und dennoch ist die Straße nicht nur ein Ort der Isolation. Zwischen den Atomen bewegen sich immer schon soziale Moleküle, kleine kollektive Einheiten: Eltern mit ihren Kindern,

<sup>19</sup> Friedrich Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England (1845), in: K. Marx / F. Engels, Werke (MEW) Bd. 2, Berlin 1957, S. 257.

<sup>20</sup> Die serielle Ordnung des Nebeneinander ist nicht nur das Strukturprinzip der buntscheckigen Großstadtmenge, sie ist ebenso die gesellschaftliche Ausgangsbasis für die Fremdsteuerung der Masse. Diese Strukturähnlichkeit der Menge mit militärischen Marschverbänden hat z. B. James Ensor in der Radierung »Die Kathedrale« (1886) und in seinem berühmten Gemälde »Der Einzug Christi in Brüssel« (1888) dargestellt; vgl. James Ensor, Ausstellungskatalog, Kunsthaus Zürich 1983, S. 178 ff.

Paare, Geschäftspartner, Berufs- und Arbeitskollegen. Der Reiz der Stadtstraße liegt gerade darin, daß sie dem Zufall zu seinem Recht verhilft, daß sie freistellt, wann und mit wem man ein Gespräch anknüpfen will. Allein der Zugereiste erblickt nur eine amorphe Ansammlung von Fremden. Er kennt noch nicht die vielen bekannten Gesichter, die seit Jahren auf den öffentlichen Plätzen und Straßen der Quartiere vorüberziehen.

## IV.

Engels' endgültiges Reiseziel im Jahre 1842 war allerdings nicht London, die Metropole des imperialen Welthandels, sondern die neue Hauptstadt des 19. Jahrhunderts, das Zentrum der industriellen Arbeit: Manchester.<sup>21</sup> Im Gegensatz zu den Geldaristokraten, die auf den breiten, glanzvollen Avenuen zwischen den Geschäftslokalen in der City und ihren Villen am Stadtrand hin und her pendelten, ohne die Arbeiterviertel je direkt durchqueren zu müssen, nahm der junge Fabrikantensohn die Straßenfassaden als Indiz für das Elend, das sie verbargen. Fast zwei Jahre lang durchstreifte er das Labyrinth der alten und neuen Slums, bis er zuletzt an den Rand der bewohnbaren Welt geriet, wo unter einem Eisenbahnviadukt die Menschen, wie am Anfang der historischen Zeit, in Löchern und Höhlen hausten. »Man gelangt über ein holpriges Ufer, zwischen Pfählen und Waschleinen hindurch in dies Chaos kleiner einstöckiger und einstubiger Hütten, von denen die meisten ohne allen künstlichen Fußboden sind – Küche, Wohn- und Schlafzimmer, alles vereinigt. In einem solchen Loche, das kaum sechs Fuß lang und fünf breit war, sah ich zwei Betten – und was für Bettstellen und Betten – die nebst einer Treppe und einem Herd gerade hinreichten, um das ganze Zimmer zu füllen. In mehreren anderen sah ich gar nichts, obwohl die Tür weit offenstand und die Einwohner an ihr lehnten. Vor den Türen überall Schutt und Unrat; (...) Der ganze Haufen menschenbewohnter Viehställe war auf zwei Seiten von Häusern und einer Fabrik, auf der dritten vom Fluß begrenzt, und außer dem schmalen Ufersteig führte nur noch ein enger Torweg hinaus – in ein andres, fast ebenso schlecht gebautes und gehaltenes Labyrinth von Wohnungen.«<sup>22</sup>

Präzis beschreibt Engels das schäbige Leben der arbeitenden Klassen, den bestialischen Gestank in den engen Höfen und Behausungen, in die weder Luft noch Sonnenlicht Einlaß finden, den Kot und Müll auf den Gassen, in dem die Schweine herumschnüffeln, die winzigen Stuben der Cottages, in denen vielköpfige Familien mit ihren Kostgängern und Schlafgenossen dahinvegetieren, die Prostitution, den Alkoholismus, die Seuchengefahr, den Hunger. 350000 Menschen kämpften damals in diesen Vierteln Manchesters ums

<sup>21</sup> Sechzehn Jahre vor Engels hatte bereits Karl Friedrich Schinkel die Industriestädte der Midlands bereist. Seine Briefe sprechen von einer merkwürdigen Ambivalenz des Urteils, das zwischen Bewunderung, Erstaunen und Skepsis changiert; vgl. *Karl Friedrich Schinkel, Briefe, Tagebücher, Gedanken*, Berlin 1922, S. 172 ff.

<sup>22</sup> *Friedrich Engels, Die Lage* (s. A 19), S. 283.

nackte Überleben, unterjocht von den Fabrikherren und Bauspekulanten. Engels' empirische Sozialkritik wandte sich nicht mehr gegen den moralischen Niedergang der Weltstädte, sondern gegen die elenden Wohn- und Arbeitsverhältnisse in den Industriezentren Mittelenglands, wo Fabriken, Kanäle und Eisenbahnen das Stadtbild bestimmten.

Das Schicksal der Unterschichten wird in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch zum Thema der bürgerlichen Stadtkritik. Gegen Ende der 40er Jahre spricht Benjamin Disraeli, der spätere konservative Premierminister, von den »zwei Nationen«, in die die englische Gesellschaft zerfallen ist. Zwischen 1848 und 1858 publiziert der Sozialforscher Henry Mayhew im »Morning Chronicle« eine vielgelesene Artikelserie über die Not des Lumpenproletariats, die zahlreiche erschreckte Bürger zu karitativen Spenden veranlaßt. In Frankreich erscheint 1842/3 Eugene Sue's Zeitungsroman über die »Geheimnisse von Paris«, ein international vielkopiertes Melodram über das andere, schwarze Paris der Hinterhöfe, Kellerlöcher, Spelunken und Zuchthäuser. Ohne ernstlich an die gesellschaftlichen Ursachen der sozialen Misere zu rühren, changiert die bürgerliche Antwort auf die »Soziale Frage« zwischen individueller Philanthropie, väterlicher Fürsorge, halbherziger Sozialreform – und romantischer Verklärung. Allzu oft überhöht die Abwehrhaltung des Ästhetizismus die Not zum Gegenstand der Pittoreske und erhebt die Verdammten des Lumpenproletariats, die Bettler, Vagabunden und Prostituierten zum heimlichen Wunschbild des bürgerlichen Unbehagens an der Modernität.<sup>23</sup>

Ganz anders reagiert die realistische Literatur auf die Schrecken der Industriestadt.<sup>24</sup> 1848 erzählt Elizabeth Gaskell in ihrem Roman »Mary Barton« von der Selbsthilfe und den politischen Widerstandsversuchen hungernder Proletarierfamilien in Manchester. Sechs Jahre später entwirft Charles Dickens in »Harte Zeiten« das Panorama einer fiktiven Stadt, deren Name für die ganze Epoche des Manchesterkapitalismus steht. In Coketown, der Koksstadt, diesem »Paradies der Paläotechnik«<sup>25</sup> triumphiert der Geist der Rechenhaftigkeit endgültig über die Freundlichkeit und Phantasie der Menschen. Die Gesetze des Geldes und der Zahlen durchherrschen alle Aspekte der Stadt. »Es war eine Stadt aus roten Ziegeln, vielmehr aus Ziegeln, die rot gewesen wären, wenn Rauch und Ruß dies zugelassen hätten; so aber war die Stadt unnatürlich rot und schwarz gefärbt, wie das

<sup>23</sup> Dieses Abwehrmusters bediente sich später auch noch Gustave Doré in seinem London-Zyklus, einer Serie von Holzstichen, die Szenen in den Docks, Obdachlosenasylen, in einem Arbeitertheater und im Zuchthaus Newgate zeigen: *Blanchard Jerrold / Gustave Doré, London. A Pilgrimage*, London 1872. Doré sammelte seine Motive während eines kursorischen Gangs durch das Londoner East End, verweilte kaum länger als ein paar Stunden an einem Ort und sah daher kaum mehr als manche Touristen heute, die in der Armut allenfalls das »Malerische« zu erkennen vermögen. Diese Ignoranz ist wohl nicht nur dem selektiven Blick des Künstlers geschuldet, sie bezeugt auch den sozialen Klassenabstand des romantischen Bürgers Doré.

<sup>24</sup> Vgl. *Martha Vicinus, Literary Voices of an Industrial Town: Manchester 1810–70*, in: *H. J. Dyos / M. Wolff* (Hg.), *The Victorian City*, Bd. 2, London 1973, S. 739–762.

<sup>25</sup> Vgl. *Lewis Mumford, Die Stadt. Geschichte und Ausblick*, Bd. 1, München 1979, S. 519 ff.

bemalte Gesicht eines Wilden. Es war eine Stadt der Maschinen und hohen Schloten, denen immerzu endlose Rauchschnellen entquollen, ohne sich je aufzulösen. Ein schwarzer Kanal durchzog sie und ein Fluß, dessen Wasser von den stinkenden Farbstoffen purpurrot war; es gab vielstöckige Gebäude mit zahllosen Fenstern, wo es den ganzen Tag ratterte und bebte und wo der Kolben der Dampfmaschine auf und niederging wie der Kopf eines Elefanten im trüben Irrsinn. Sie enthielt mehrere große Straßen, die einander sehr ähnlich sahen, und viele kleine Gassen, die einander noch ähnlicher waren, bewohnt von Menschen, die einander ebenfalls sehr ähnlich sahen, die alle zu denselben Stunden im selben Takt auf demselben Pflaster kamen und gingen, um dieselbe Arbeit zu verrichten, und für die jeder Tag ebenso war wie der gestrige und der morgige, und jedes Jahr wie das vorige und das nächste.«<sup>26</sup>

Coketown ist eine Maschinenstadt, deren Gleichmaß alle Unterschiede niederwalzt. Sachlichkeit prägt ihre äußere Gestalt, ihre Verwaltungsgebäude, Fabrikhallen und Häuserzeilen. Sachlichkeit bestimmt das methodische Leben ihrer Bewohner, den monotonen Wechsel von Arbeits- und Regenerationszeit, das Programm der Tages- und Lebensläufe. Sachlichkeit beherrscht überdies aber auch die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Beziehungen zwischen Arbeitern und Fabrikherren, zwischen Mietern und Spekulanten, zwischen Schülern und Lehrern, zwischen Kindern und Eltern. Von der Entbindungsanstalt bis zum Friedhof bemißt sich der Wert des Menschen an den nackten Tatsachen, die die Buchführung festhält, an den Geburts- und Erziehungskosten, an den Arbeitsleistungen und Produktionskosten, an den Krankheits- und Beerdigungskosten. In Coketown hat sich der rationale Geist des Kapitalismus sein materielles Ebenbild geschaffen und die Einwohner zu Arbeitsmaschinen degradiert. Dickens, der sich nur wenige Tage im nordenglischen Preston aufgehalten hatte, um als Augenzeuge einen Streik in den Baumwollspinnereien miterleben, ahnte jenen inneren Kolonialismus, der die Maschinenstadt in eine Stadtmaschine verwandeln wird.

Die tektonische Uniformität der Industriestadt stand in direktem Gegensatz zum sinnlichen Wirrwarr der großen Handelsmetropolen. Erst nach seiner Produktionsphase verhüllt sich das zirkulierende Kapital in den reizvollen Verpackungen der Warenästhetik. In Coketown hingegen schwärzte Ruß die Gebäude ein und verdreckten Abwässer die Straßenrinnen, Kanäle und Flüsse. Um die Fabriken waren Wand an Wand und Rücken an Rücken die niedrigen Cottages gruppiert; lediglich die Zimmer zur Straßenfront wurden vom Sonnenlicht erreicht. Die graue Einförmigkeit dieser neuen Elendsquartiere entsprang einem simplen ökonomischen Grundgesetz. Je dichter man ein Grundstück bebaut und die Wohnungen belegt, je weniger sanitäre Einrichtungen man installiert und je schematischer man eine Anlage plant, desto billiger wird das Bauunternehmen.

Wider Erwarten findet sich der städtebauliche Schematismus wieder in den Projekten jener paternalistischen Sozialreformer, die den Slums neue Mustersiedlungen und Genos-

<sup>26</sup> Charles Dickens, *Harte Zeiten* (1854), München 1964, S. 506f. (Übersetzung korrigiert, W. S.).

senschaftsbauten entgegensezten. Schon 1799 erwarb Robert Owen, einer der erfolgreichsten Fabrikanten seiner Zeit, eine Baumwollspinnerei im ländlichen Schottland, dessen Arbeiterdorf New Lanark er zu einem Laboratorium der Sozialreform auszubauen versuchte. 1817 stellte er der Regierung das Programm des idealen Industriedorfs vor,<sup>27</sup> das sich gleichermaßen gegen den modernen Großbetrieb wie gegen die Großstadt richtete. Das utopische Gehöft »New Harmony« sollte eine autarke Produktionsgenossenschaft von maximal 1200 Personen sein, ein geschlossenes Arbeits- und Erziehungssystem, das die Fabrikarbeit hinter die Agrarwirtschaft zurückstellte. Dem sozialen Plan entsprach die Architektur. Umgeben von sauberlich angeordneten Feldern und Gemüseärten waren vier dreigeschossige Wohntrakte zu einem geschlossenen Quadrat gefügt. In drei Flügeln waren die verheirateten Paare untergebracht, ein Flügel beherbergte die Schlafräume der Kinder, die frühzeitig der kollektiven Pädagogik überantwortet werden sollten. Auf dem zentralen Freigelände in der Mitte des Quadrats überragten Gemeinschaftsgebäude die privaten Wohnzeilen: Vorschule, Schule, Speisesäle, Kirche und Glaskuppel des botanischen Museums im Zentrum der Anlage. Die öffentlichen Verpflegungsstätten hatten die Höhe einer Kirche, ein imposantes Zeichen für den Vorrang der Gemeinschaft vor der Privatsphäre.

Wesentlich bescheidener nahmen sich dagegen die realisierten Werksiedlungen angelsächsischer Industriekapitäne aus.<sup>28</sup> Colonel Ackroyds Gemeinde Copley in der Nähe von Halifax bestand aus denselben Reihen von »back-to-back-houses«, die Engels in den Slums Manchesters vorgefunden hatte. Für diesen Entwurf gaben die Architekten die erheiternde Begründung, schließlich mildere die schöne Umgebung die hygienischen Nachteile der Cottagezeilen und im übrigen verschwendeten Wasserklosetts nur wertvollen Dünger für den Feldbau. Eine andere Anordnung wählte Titus Salt für seine Siedlung Saltaire bei Bradford. Er ließ Reihenhäuser mit kleinen Höfen und Schuppen für den Abtritt errichten, im klassischen Stil der Renaissance übrigens, und ergänzte die Anlage mit einer Schule, einer Kirche und einem Institut für Volksbildung. Durchbrochen wurde der rechtwinklige Plan der Musterstadt nur durch die zahlreichen Grünflächen und Plätze sowie durch die Höhenunterschiede des Geländes. Trotz der puritanisch-asketischen Vorschriften ihres Gründers war Saltaire bereits ein städtisches Arbeiterviertel auf dem Lande.

Ihren Höhepunkt erreichte die paternalistische Stadtreform indes erst um die Jahrhundertwende mit Ebenezer Howards Konzept der Gartenstadt. Howard stand zwar in der utopischen Tradition Owens, Buckinghams und Bellamys, aber er war Pragmatiker genug, um sich nicht in vorindustrielle Zeiten zu verirren. »Eine Gartenstadt ist eine Stadt, die für gesundes Leben und Arbeit geplant ist; groß genug, um ein volles gesellschaftliches Leben

<sup>27</sup> Vgl. Robert Owen, *A New View of Society and other Writings*, London 1927, S. 266ff.

<sup>28</sup> Einen Überblick hierzu gibt Julius Posener, *Vorlesungen zur Geschichte der Neuen Architektur* (IV) – Die sozialen und bautechnischen Entwicklungen im 19. Jh., in: *Arch.* 63/4, 1982, S. 28–35.

zu ermöglichen, aber nicht größer; umgeben von einem Gürtel (landwirtschaftlich genutzten) Landes, die Böden des gesamten Stadtgebiets befinden sich in öffentlicher Hand oder werden von einer Gesellschaft für die Gemeinschaft der Einwohner verwaltet. «<sup>29</sup> Howards Gartenstadt ist eine funktional vollständige Kleinstadt der kurzen Wege, gedacht für immerhin 30 000 Menschen, mit einem zentralen Grünpark, einer überdimensionierten Glaspassage, dem seinerzeit unvermeidlichen »Crystal Palace«, einer begrünten Avenue rund um den inneren Ring der Wohnhäuser; Werkstätten, Eisenbahnlinie und Lagerhäuser sind an die Peripherie verbannt, doch die »schmutzige« Industrie sucht man auf dem Stadtplan vergebens. Ihrer Idee nach ist die Gartenstadt weder eine Werkssiedlung noch ein Gartenvorort am Stadtrand. Sie soll vielmehr die hygienischen Vorteile des Landlebens mit den vielfältigen Chancen und Angeboten der Großstadt vermählen. Aber auch Howard konnte am Ende nicht verhindern, daß Letchworth, seine erste Gründung, vom Moloch London aufgesaugt wurde und zu einer der üblichen Schlafstädte für die Pendler verkam. Die Expansion der Industrie- und Handelsstädte duldet keine abgeschirmte Idylle.

## V.

»Der forschende, rechnende, der bienenfließig industrielle Geist des 19. Jahrhunderts hat die wunderbaren Colosse der modernen Großstädte vollendet (...). Aber es wird eine höhere und höchste Blütezeit des Industrialismus kommen und mit ihr und durch dieselbe wird die moderne Welt, die Welt der Großstädte zusammenbrechen und diese Städte zusamt viel fabelhafteren Industriehallen als diejenige waren, welche wir geschaut, werden als Torsos stehen bleiben.«<sup>30</sup> Mit dieser düsteren Prophezeiung beginnt um 1850 in Deutschland die populäre, massenwirksame Stadtkritik. Obwohl Industrialisierung und Verstädterung damals gerade erst in Gang kamen, blies Wilhelm Heinrich Riehl in die Posaunen der Apokalypse. Alle bekannten Topoi des Antiurbanismus sind in seinen Schriften versammelt und zum ideologischen Stereotyp des deutschen Agrarkonservatismus verdichtet.<sup>31</sup> In den greulichen »Wasserköpfen der modernen Civilisation« versammelten sich die unheilvollen »Kräfte der socialen Bewegung«, Bürgertum und Proletariat, um der ehrwürdigen Herrschaft des Adels und dem bodenständigen Bauerntum den Garaus zu machen.

In der Stadt infizierten sich diese Trägerschichten des sozialen Wandels am schnöden »Geist des Encyclopädismus«, an der »verneinenden nivellierenden Politik« und der »socialistischen Gleichmacherei«, sie frönten »socialen Phantastereien«, die vornehmlich

<sup>29</sup> So die Definition der »Garden City and Town Planning Association« von 1919, an der Howard maßgeblich beteiligt war; zit. nach: *Ebenezer Howard*, Gartenstädte von morgen (1898), Berlin 1968, S. 179.

<sup>30</sup> *Wilhelm Heinrich Riehl*, Land und Leute, Stuttgart 1861, 5. Aufl., S. 102.

<sup>31</sup> Zur Geschichte der deutschen Agrarromantik von Riehl bis zum Nationalsozialismus vgl. *Klaus Bergmann*, Agrarromantik und Großstadtfeindschaft, Meisenheim 1970.

von den »Literaten« – später nannte man sie die »Asphaltliteraten«, deren Bücher man verbrannte – und von der »Gruppe des prononcirt jüdischen Geistesproletariats« propagiert würden. Die »künstlich« aufgedunsene Großstadt zerstöre die organisch gewachsene Sozialordnung, zerreiße die Familienbande, ja zersetze überhaupt diese Keimzelle jedes »gesunden« Staatswesens.<sup>32</sup> Das »Kasernensystem des großstädtischen Häuserbaus« öffne der allgemeinen Uniformität Tür und Tor, und die städtische Kultur mit ihrem »Virtuosentum«, ihrer »Blasirtheit und Frivolität« entwerfe jede »originale Schöpferkraft«.

Ähnliches kennt man seit Smolletts Attacke gegen London, aber achtzig Jahre später hat Riehl seinem Zerrbild der Stadt die für den deutschen Konservatismus charakteristischen nationalistischen, antiintellektuellen und antisemitischen Untertöne hinzugefügt. Der soziale Wandel gerät ihm zum dramatischen Vorstadium des Weltuntergangs, obgleich es in Deutschland das Objekt seiner Invektiven noch gar nicht gab. Essen, Dortmund und Duisburg, die späteren Industriezentren, hatten jeweils nicht mehr als 10 000 Einwohner, nur die Großstädte Hamburg und Berlin begannen gerade ihr Wachstum. Paris kannte Riehl nur vom Hörensagen und aus den Berichten seines Lehrers Arndt, einzig London hatte er einmal einen Besuch abgestattet. All dies hat den Wanderprediger, der, wie man nachgerechnet hat, in 106 deutschen Orten mehr als 180 000 Zuhörer mit seinen Vorträgen erreichte, nicht daran gehindert, das reaktionäre Loblied auf den Jungbrunnen des Bauernstandes zu singen. Am besten gedeiht das ideologische Vorurteil auf einer schmalen Erfahrungsbasis, die jene fatale Mischung aus Halbwahrheiten, Projektionen und systematischen Fehldeutungen nicht stört.

Immerhin sollte Riehls Injurie, Paris sei »das eiternde Krebsgeschwür Frankreichs«, auf fruchtbaren Boden fallen. Während des 70/1er Krieges wurde Paris zum »Babylon an der Seine« erklärt, Richard Wagner gab seiner Hoffnung Ausdruck, »daß Paris, diese Femme entretene der Welt, verbrannt werde«, und am Preußischen Hof stritten sich Militärexperten und Kosmopoliten, wie die Belagerung abzuwickeln sei. Junker Bismarck bemerkte am 11. Januar beim Mittagmahl in Versailles, als die ersten Rauchwolken über der Stadt aufzogen: »Das ist nicht genug. Erst wenn man es hier riecht. Den Brand von Hamburg hat man fünf Meilen weit gerochen.«<sup>33</sup> Die deutschen Geschütze sollten nicht nur den strategischen Schwerpunkt des Gegners vernichten, sondern ein für allemal die moderne Zivilisation dem Erdboden gleich machen.<sup>34</sup>

<sup>32</sup> Riehls Thesen von der Reduktion der Kleinfamilie und vom Funktionsverlust der städtischen Familie werden kritisch diskutiert in: *Hans Paul Bahrdt*, Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau, Hamburg 1969, S. 45 ff.

<sup>33</sup> Zit. nach *Rudolf Engelsing*, »Wie Sodom und Gomorrha...«. Die Zerstörung der Städte, Berlin 1979, S. 94.

<sup>34</sup> Der fundamentale Qualitätsunterschied zwischen der imperialistischen Paris-Feindschaft und dem französischen Antiurbanismus wird deutlich, wenn man Jules Vernes Antiutopie der totalitären »Stahlstadt«, einer deutschen Rüstungsstadt unter KZ-Aufsicht, zum Vergleich heranzieht; vgl. *Jules Verne*, Die 500 Millionen der Begum (1875), Zürich 1977.

Als es dann schließlich doch anders kam, verkündete der deutsche Konservatismus sogleich den Untergang des gesamten Abendlandes. Riehl hatte noch auf die sozialpolitische Stärkung der beharrenden Kräfte gesetzt, seinem Epigonen Oswald Spengler wurde während des Ersten Weltkriegs das universale Debakel zur unabwendbaren Gewißheit. Aus der »Vogelperspektive«, die der Geschichtsphilosoph für sich reklamierte, geriet ihm die ganze Weltgeschichte zur Stadtgeschichte.<sup>35</sup> In der modernen Großstadt endlich habe die Zivilisation ihr finales Stadium erreicht, nun trage sie alle Züge der Dekadenz und des Zerfalls. Die »Nomadenmentalität«, die Sucht nach Luxus, Gleichheit und Anarchie, habe die Massen ergriffen, die jedem Sinn für Rang, Ehre, Besitz und Tradition abhold seien. Wie immer überfällt die Angst vor dem Chaos das situierte Bürgertum, wenn Emanzipationen von unten bevorstehen. Es fürchtet das Ende seiner Herrschaft, gefällt sich in der »metaphysischen Wendung zum Tode« – und läuft blindlings dem rettenden Führer in die Arme, der dann tatsächlich das Verderben über die Städte bringen wird. »Im Grünen fing's an und endete blutigrot«, resümierte Kurt Tucholsky diesen Irrweg der deutschen Ideologie.

Auch die Avantgarde der kulturellen Moderne stimmte zu Beginn des Jahrhunderts in die Endzeitstimmung des konservativen Lagers ein. Stefan George bezeichnete Berlin als »die kalte Stadt von heer- und handelsknechten«. Besorgt um die Einheit seines künstlerischen Ichs, setzte er alles daran, sich die »wimmelorte« mit der pseudoaristokratischen Attitüde des späten Dandy vom Leibe zu halten. In Rilkes »Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« ist der Tod in der Stadt allgegenwärtig. Im Pariser Hôtel-Dieu wird »fabrikmäßig« gestorben, und selbst das nächtliche Interieur wird von den Maschinen überrollt. Elektrische Bahnen rasen durch die Stube, Automobile zerquetschen den ruhelos Wachenden. Ebenso geschieht die Katastrophe im urbanen Außenraum. In der expressionistischen Lyrik Georg Heyms vernichtet der Moloch Stadt sich selbst. »Doch die Dämonen wachsen riesengroß. Ihr Schläfenhorn zerreißt den Himmel rot. Erdbeben donnert durch der Städte Schoß um ihren Huf, den Feuer überloht.«<sup>36</sup> Auf einem Häuserblock sitzt Baal, der Aftergott, starrt voller Haß in die Stadtlandschaft. Demütig knien vor ihm die Städte nieder, beten ihn in sich selbst an, Millionen umtanzen ihn, eingehüllt in den Weihrauchduft der Fabrikgase, berauscht von der Melodie des Straßenlärms. Doch nichts kann den wilden Götzen beschwichtigen: »Er streckt ins Dunkel seine Fleischerfaust. Er schüttelt sie. Ein Meer von Feuer jagt durch eine Straße. Und der Glutqualm braust und frißt sie auf, bis spät der Morgen tagt.«<sup>37</sup> Feuergarben zischen vom Himmel hernieder, wie Kartenhäuser klappen die Häuserfronten zusammen, kleine Gruppen Überlebender irren panisch umher. Und über dem Inferno der Explosionen zieht ruhig

<sup>35</sup> Vgl. *Oswald Spengler*, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte* (1918), München 1972, S. 661ff.

<sup>36</sup> *Georg Heym*, *Die Dämonen der Stadt*, in: Heym, *Dichtungen* Bd. 1, Hamburg 1964, S. 186f.

<sup>37</sup> *Georg Heym*, *Der Gott der Stadt*, in: *Heym*, *Dichtungen* (s. A 36), S. 192.

der Zeppelin seine Bahn. So malte Ludwig Meidner 1912, im Jahr der Titanic, die kommenden Bombennächte. Nachdem die Städte die Welt erobert haben, bedeutet ihr Untergang zugleich das Ende des Universums.

Ihre eindrucksvollste Darstellung fand die apokalyptische Vision jedoch erst nach dem Kriege, als das neue Medium des Films Bewegung in die Zerrbilder brachte. Fritz Langs Stummfilm »Metropolis« (1925) entwirft die Antiutopie der totalen Stadtmaschine und verknüpft sie mit dem mythischen Appell an die gesellschaftliche Harmonie. Im »Neuen Turm Babel« thront der Stadtherr mit seinem Planungsstab, während die halbwüchsigen Söhne und Töchter der besseren Gesellschaft in Ballsälen, Theatern und ewigen Gärten der Lüste dem Ende der Weimarer Demokratie entgegentanzen. Unter Tage schleppen sich die Arbeitssklaven im ruckartigen Gleichschritt und mit gebeugten Köpfen von den Mietskasernen zum Schichtwechsel in die dampfenden Maschinsäle. Dort gehorchen sie nicht etwa der Knute der Aufseher, sondern den unentrinnbaren Sachzwängen der Technik. Die Unterwelt von Metropolis braucht keine Polizei, die Apparaturen sorgen selbst für den reibungslosen Ablauf. Trost und Hoffnung finden die Verdammten nur in den alten Katakomben unter den Tiefbahnen, wo ihnen das Arbeitermädchen Maria die nahe Ankunft des »Mittlers« predigt. Er soll mit der Güte seines Herzens die Arbeitshände der Unterwelt mit dem Großhirn der Oberwelt versöhnen.

Metropolis ist eine vertikale Stadt, eine Etagenwelt, in der die tektonische Ordnung die sozialen Verhältnisse abbildet. Die begüterten Machthaber genießen das Tageslicht und den Luxus der Oberwelt, während die Arbeiterfamilien in die unterirdische Hölle der Maschinenstadt verbannt sind. Sogar die religiösen Schauplätze spiegeln diese Klassenhierarchie wider. Die modernen Heloten empfangen in den Höhlen der Katakomben die frohe Botschaft vom kommenden Messias, die Herren der Stadt erbauen sich in der gotischen Kathedrale. Vor ihren Pforten erfüllt sich schließlich die Verheißung. Der angekündigte »Mittler« führt den Werkmeister, den Anführer des Proletariats, und den Stadtdiktator zusammen und repariert den lädierten Naturkreislauf von Hand und Kopf, Ausführung und Planung, Unterstadt und Oberstadt.

## VI.

Der Untergang Babels ist zugleich die Geburtsstunde des neuen Jerusalem. Seit jeher verbindet das apokalyptische Bewußtsein die Prophetie der Endzeit mit der utopischen Erwartung eines neuen Reichs. Nicht selten bedient sich jedoch die futurische Zielbestimmung vergangener Vorbilder, die zum wahrhaft Neuen verklärt werden. Von dieser zeitlichen Paradoxie blieben auch die Anfänge des »Neuen Bauens« nicht verschont. Fern jeder naiven Technikbegeisterung, die man dem Funktionalismus pauschal unterstellt, propagierten Walter Gropius und Bruno Taut nach Kriegsende den entschlossenen Rückmarsch zum ganzheitlichen Produktionsprozeß der Künstler und zum Ideal der Handwer-

kerigilden.<sup>38</sup> Fritz Langs Kathedrale als Ort der sozialen Versöhnung hatte ihr unbewußtes Vorbild nicht nur in der deutschen Romantik, sondern auch in Tauts Modell der gotischen Stadt, die ihr sozialreligiöses Zentrum in einer die Wohn- und Arbeitsviertel überragenden Stadtkrone finden sollte.

Wie jeder zielstrebige Kulturrevolutionär wollte auch Bruno Taut mit der Geschichte von vorn, beim Punkt Null, beginnen. Der ideale Platz für die neue Stadt war nicht das steinerne Berlin der Industrieanlagen und Mietskasernen, sondern das flache Land, wo keine Häuser und Arbeitsplätze dem Gesamtkunstwerk im Wege standen. Dort sollte ein begrünter Parkring, wie eine Schale das Fruchtfleisch, die Gartenstadt der Wohnquartiere umschließen. Im Kern erhebt sich das Volkshaus, der »große Bau«, die »Kathedrale eines überpolitischen Sozialismus«, zu der die Werktätigen hinströmen, um ihre Erfahrungen auszutauschen, ihre Leistungen vorzuführen, sich an Volksfesten zu vergnügen und an künstlerischen Darbietungen zu bilden. Auf der unteren Etage des Kulturzentrums dienen Restaurants und Kaufhallen dem alltäglichen Bedarf, darüber sind Opernhaus, Schauspielhaus und zwei Saalbauten zu einem Gebäudekreuz gefügt, von dem Arkadengänge zum Museum und zur Volksbibliothek führen. Bekrönt wird das Kreuz vom gläsernen Tempel des Kristallhauses, in das der Einzelne hinaufsteigt, um sich in den Geist der Gemeinschaft zu versenken. »Vom Licht der Sonne durchströmt thront das Kristallhaus wie ein glitzernder Diamant über allem, der als Zeichen der höchsten Heiterkeit, des reinsten Seelenfriedens in der Sonne funkelt. In seinem Raum findet ein einsamer Wanderer das reine Glück der Baukunst und, auf den Treppen im Raume zur oberen Plattform emporsteigend, sieht er zu seinen Füßen seine Stadt und hinter ihr die Sonne auf- und untergehen, nach der diese Stadt und ihr Herz so streng gerichtet ist.«<sup>39</sup>

Fatal nähert sich hier die Sonnenmystik dem Stimmungskitsch. Nach der Entzauberung der Welt und der Differenzierung sozialer Klassen gelingt die Proklamation einer sozialen Religion der harmonischen Volksgemeinschaft nur noch um den Preis einer gewaltsamen Regression. Dem entspricht das eklatante Mißverhältnis zwischen der imposanten Stadtkrone und den schlichten Wohnvierteln. Zunächst für eine Großstadt von 300 000 Einwohnern geplant, sollte das grandiose Gemeinschaftszentrum nach der »Auflösung der Städte«<sup>40</sup> zuletzt ein Geflecht von Kleinsiedlungen überragen, in denen jeweils 400 Bauern und Handwerker zu autarken Genossenschaften zusammengeschlossen sind. Zwar berief sich Taut nicht mehr auf die alten Frühsozialisten Fourier oder Owen, sondern auf die jüngeren Agraranarchisten Kropotkin und Landauer; aber mit den alten Dorfutopien teilt er die unsägliche Übersteigerung der Gemeinschaft und ihrer monumentalen Zentralgebäude. Ingeheim muß die antiurbane Utopie der vormodernen Kleinkommune immer

<sup>38</sup> Das »Neue Bauen« reagierte nicht nur auf die Spezialisierung der modernen Künste, sondern auch auf die beginnende Zerstückelung der Industriearbeit im Zuge des neuen »Taylorismus«.

<sup>39</sup> Bruno Taut, *Die Stadtkrone*, Jena 1919, S. 69.

<sup>40</sup> Vgl. Bruno Taut, *Die Erde eine gute Wohnung*, in: *Die Volkswohnung* 4/1919, S. 45 ff.

geahnt haben, daß sich der Langeweile des Landlebens nur vorbeugen läßt, wenn man die Siedler mit den kulturellen Chancen und Annehmlichkeiten der Großstadt entschädigt.

Besessen vom Blendwerk des Glases war auch Tauts Kontrahent am Reißbrett, der Schweizer Architekt und Städteplaner Le Corbusier. In seiner Stadt der Zukunft dienen die Kristallbauten jedoch nicht dem meditativen Kultdienst an der Gemeinschaft, sondern weitaus profaneren Zwecken.<sup>41</sup> Von der Straße blicken die Automobilisten durch das Geäst der Baumkronen hinauf zu gigantischen Glanzobelisken – höher als irgendein Wolkenkeil in Manhattan oder Chicago. »Kristall, das im azurnen Blau schillert und unter dem grauen Winterhimmel leuchtet – Kristall, das schwerelos in der Luft zu schweben scheint, das am Abend funkelt und glitzert – elektrischer Zauber. Unter jedem dieser durchsichtigen Prismen befindet sich eine Metrostation; (...) Es sind Bürogebäude. Die Bevölkerungsdichte der Stadt ist drei- oder viermal größer als heute, die zu bewältigenden Entfernungen sind drei- oder viermal geringer, Ermüdungserscheinungen sind also um das Drei- bis Vierfache verringert.«<sup>42</sup>

In der neuen City erhebt sich kein gotischer Tempel, sondern eine Turmstadt von 24 Wolkenkratzern, jeder 220 Meter hoch mit Arbeitsplätzen für insgesamt 400 000 Angestellte. Hier, in dem kalten Herz der weißen Geschäftsstadt, wird nicht gewohnt, sondern lediglich gearbeitet. In den obersten Etagen residieren die Kapitäne der Wirtschaft, Finanz und Politik – und die intellektuelle Elite des Landes, die Meisterdenker und Wortführer der Menschenseele. Gemeinsam steuern sie über Kabel, Telex und Rundfunk die bürokratische Maschinerie der Nation.

1925, im selben Jahr, in dem Lang die Filmarchitektur von Metropolis erstellen ließ, suchte Le Corbusier die Leiter der französischen Automobilfirmen auf, um sie als Mäzene für sein Projekt zu gewinnen. Der Patron von Voisin, nach dem der Stadtplan schließlich seinen Namen erhielt, unterstützte sein Vorhaben, die alten Viertel auf dem rechten Seineufer von Paris abzureißen, um auf dieser tabula rasa die Turmstadt mit einer Stadtautobahn aufzubauen. Dieser Promotor des Automobils hatte jedes Interesse daran, die schmutzigen und verwinkelten Viertel zu planieren und die verhaßte Korridorstraße mit einem radikalen chirurgischen Eingriff für die freie Fahrt zu öffnen. »Die Straße ist voller Leute; man muß auf seinen Weg aufpassen. Seit einigen Jahren ist sie voller Fahrzeuge; zwischen den beiden Trottoirrändern lauert tödliche Gefahr. (...) Die 1000 Häuser sind schwarz – und was da nachbarschaftlich beieinandersteht, ergibt zusammengenommen eine Kakophonie; das ist gräßlich, aber wir gehen daran vorbei. (...) Sie ist die Straße des tausendjährigen Fußgängers; sie ist ein Überbleibsel der Jahrhunderte; sie ist ein schlaffes,

<sup>41</sup> Genau genommen ist Corbusiers »Kristall« allerdings nicht dasselbe wie die Kristallvisionen Tauts. Taut dachte immer an eingefärbtes, lichtbrechendes Glas, während Corbusier immer farbloses, transparentes Glas vor Augen hatte, das nicht nur ein Material für vollkommene Klarheit, sondern auch für die vollkommene Kontrolle ist.

<sup>42</sup> Le Corbusier, *Feststellungen zu Architektur und Städtebau* (1929), Berlin 1964, S. 184 f.

nicht mehr arbeitendes Organ. Die Straße verbraucht uns. Und zuletzt flößt sie uns Abscheu ein! Warum existiert sie überhaupt noch?<sup>43</sup>

Sicherlich waren die Städte, zumal ihre alten Quartiere wie der Pariser Marais, für die Invasion der Automobile kaum gerüstet. In den engen Schluchten verstopften die Fahrzeuge jeden Verkehrsfluß, Lärm und Gestank verpesteten die Luft, und der Fußgänger entrann auf den schmalen Gehsteigen nur knapp der rollenden Lawine. Gegen dieses Chaos kämpfte der rabiate Utopist nachsichtslos, und zwar nicht, wie die frühe Stadtkritik, unter der Fahne einer alten moralischen und sinnlichen Ordnung, sondern unter der Fahne der modernen Rationalität. Bevor freilich die Melancholie über den Niedergang der Geselligkeit auf den öffentlichen Plätzen kritisch werden konnte, flüchtete der Avantgardist nach vorn und propagierte vorbehaltlos die radikale Trennung der Funktionen. Für die Straße sah Corbusier nur noch den ungehinderten Verkehr vor, denn nichts war dem Ordnungsfanatiker verhaßter als die Fußgängermenge; das Wohnen verbannte er an die Peripherie, die Arbeit zentralisierte er in der City. Was die Bewohner in Corbusiers strahlendem, aseptischen Paris nicht mehr erwarten konnten, war die Atmosphäre eines Quartiers, die alltägliche Überraschung und die zufällige Begegnung, die noch das verkommenste Viertel den Menschen bereithält.

Unbehelligt von jedem Geräusch sollten die Angestellten ihre Arbeit in den Glashäusern verrichten. Kein Straßenlärm, kein brummendes Flugzeug, keine Menschenstimme sollte ihr Tun stören. In Abständen von 400 Metern stehen die Bürohäuser, dazwischen strömt der Autoverkehr zu den Parkflächen, unter der Erde gleitet die Metro dahin. In den Autokabinen ist die Geräuschkulisse gleichfalls abgedämpft. Endgültig besiegt die neue Stadt den akustischen Wildwuchs, der die Ohren so lange verwirrt hatte. »Der Lärm muß besiegt werden. (...) Wir wollen uns nicht der Illusion hingeben, daß unsere Ohren sich an den Spektakel des modernen Lebens gewöhnen. Spektakel gibt es übrigens nur dort, wo die Lösung falsch ist (maschinell oder städtebaulich). Das Maschinenwesen strebt nämlich nicht Lärm, sondern Ruhe an. Wir leiden unter dem Lärm, der Lärm ist etwas Anomales, seine Auswirkungen sind verheerend. Bald werden Millionäre ihren Freunden Stunden der Ruhe anbieten. Wenn nicht doch der moderne Städtebau triumphiert, der Ruhe bringen wird! Es wird einmal eine Hauptstadt geben, der Lob und Preis gesungen wird, weil sie ruhig ist.«<sup>44</sup>

Mittlerweile jedoch hat sich das Gehör der Städter sehr wohl an die Geräusche gewöhnt. Im Verlauf der Urbanisation hat es sich der neuen Umwelt angepaßt, Fähigkeiten der Differenzierung entwickelt und Reizschwellen eingebaut, die das stetige Gebrumm und Gerumpel im Hintergrund abdrängen. Davon brauchen die Menschen in Corbusiers Utopia nichts mehr. Denn dort herrscht absolute Stille und vollkommenes Schweigen.

<sup>43</sup> *Le Corbusier*, Feststellungen (s. A 42), S. 183 f.

<sup>44</sup> *Le Corbusier*, Feststellungen (s. A 42), S. 144.

Die lautlose Stadt, sie wäre nicht nur ein furchtbarer Schock für das Gehör, sie wäre das Ende jeder urbanen Gesellschaft. Die rationale Ordnung der Arbeit, des Verkehrs und des Wohnens benötigt keinerlei Absprachen, keine Kommunikation. Die arbeitsfreie Zeit verbringen die Menschen in den Wohnzellen der grünen Vororte, auf den Sportplätzen oder der Joggingbahn, wo sie unabhängig voneinander neue Arbeitskräfte sammeln und ein Privatleben fristen, dem sein Kontrapunkt, die Öffentlichkeit, gänzlich fehlt. Wie Schlafwandler eilen sie morgens zur Arbeit und verirren sich nur selten noch in die Restaurants und Kaffeehäuser am Fuß der Wolkenkeile, um schalen Erinnerungen an frühere, geselligere Zeiten nachzuhängen und die stummen Wesen zu bestaunen, die am Nebentisch Platz genommen haben. Abends verlassen sie die leere City, ziehen sich in ihre Käfige zurück und warten auf den nächsten Tag. Das Räderwerk der verwalteten Stadtmaschine diktiert den Zeittakt der Tage und ordnet jeder Lebensäußerung eine spezielle Raumzone zu. Ihre blinde Mechanik duldet keine Unordnung, keine Abweichung, keinen Zeitverlust und keinen versteckten Winkel.

In Corbusiers befriedeter Totenstadt vernehmen die Menschen nur noch das lautlose Rauschen des Windes. Sprachlos blicken sie von den Hochbahnen, Hotelzimmern und Büroetagen, von den Dachgärten, Terrassen und Balkonen hinab auf das weite, grüne Meer der Bäume. Hier und dort, etwas weiter entfernt, blitzen einzelne Kristalltürme in der Mittagssonne; zuweilen taucht der Doppeldecker auf. Dahinter gleiten in strenger Reihe die weißen Hotels und Villenblocks, wie gigantische Luxusdampfer, über dem Ozean der Baumwipfel dahin. Im gleißenden Licht des Südens erstrahlt die Stadt wie ein kostbares Kollier. Fasziniert von ihrem kalten Glanz bemerkt niemand, wie sich das Leben zu kristallisieren beginnt.

Lange befürchtend, daß durch das System der Kulturgesetze und ihre planmäßige Anwendung endlich auch der freie, aus sich selbst gebildete Charakter unserer Neuenweger möchte gesänftigt und humanisiert werden, ward ich durch das Visit. Protokoll auf das Angenehmste überrascht. Nein, sie sind sich noch unverloren, und wir wollen diese Blutsverwandten des Bäbi und Müti schützen bei ihrer wohlhaltenen Natur und Freiheit, erstens als Proteuser, zweitens um des Altertums und Urcharakters willen, mit denen sie in ihrem Gleichgewicht dastehen, wie man gerne von allem Alten etwas als Muster und Zeigstück in der neuen Zeit aufbewahrt und schont, z. B. Schlösser, Rastader Maßbouteillen, Doppelhacken usw., und nicht gleichgültig bleibt, wenn ein Haus abgebrochen wird, woran die Jahrzahl 1423 steht. Es hat mir schon oft trübe Stunden gemacht, daß wahrscheinlich nach der Auferstehung der Toten so viele alte merkwürdige Grabsteine und Inschriften werden verwahrlost werden und zugrund gehen, ja die Erde selbst, ihre eigene und älteste Antike, trotz daß sie sich alle Frühlinge, wo alles schön und jung sein will, grün anstreicht und nach echter Sitte des Orients, wo sie her ist, in grellen Farben bunt malt. Ja, ich hab schon gedacht, ob das, was wir ihre Erschaffung nennen, nicht schon ihre Einweihung zur Antike war, wo bereits Palmen und Tannen und Carpinus Betulus Lin. auf ihr wuchsen, wie auf ihren Felsen das Moos, und Myosotis Scorpiodes und Rosen, welcherlei beide ein Topf voll vor mir steht, wie Schimmel und ob nicht die Elefanten, Giraffen und Berghasen etc. etc. hauptsächlich aber die Maulwürfe, Hamster, Pflüger, Steinhauer, Schanzgräber und Erzgräber die Milben seien, die bereits an ihrem Untergang nagen.

Johann Peter Hebel an Hitzig, 25. Mai 1815

Dirk Schubert

## Großstadtfeindschaft und Stadtplanung. Neue Anmerkungen zu einer alten Diskussion

Spätestens mit der Phase »Urbanität durch Dichte« in der bundesrepublikanischen Stadtplanungspraxis ab ca. Mitte der sechziger Jahre schienen großstadtfeindliche Ideen und ihre Reflexe in der Literatur ein Ende gefunden zu haben.<sup>1</sup> Neuerdings aber gibt es Belege für eine »Wende« und Renaissance der Großstadtfeindlichkeit. Anzeichen für diese Vermutung reichen von den Immobilienanzeigen der Zeitungen, wo das »Stadthaus im Grünen«, das »Wohnen auf dem Lande« dem gestreßten Großstädter empfohlen werden, über neue Wortschöpfungen der Planer wie »lockere Natürlichkeit«, »ortstypischen Naturbezug« und »städtisches Leben auf dem Lande« hin bis zum »Dorfanger« in einer Großstadtsiedlung und der Verwendung ländlicher Architekturzitate mit Fachwerk und Erkerchen im Massenwohnungsbau. Die Hamburger Wohnsiedlung Allermöhe, ehemals für 80000 Einwohner geplant, nun mit ca. 11000 Wohneinheiten realisiert, wird jetzt als »reizvolles Neubaugebiet mit viel Wasser, Bootshafen und dörflicher Gestaltung«, mit »gemütlichen Bauernfenstern« mit »profilierter Sprosse« mit »Klöntür« (industriell gefertigt) auf einer Öko-Messe angepriesen. Dabei geht es nicht darum, neuere Planungen abzulehnen, die sich an kleinteiligeren Maßstäben und ökologischen Kriterien orientieren, sondern darum, Vorurteile, die gegen die Großstadt, häufig eher gedankenlos als berechnend, geltend gemacht werden und zur Handlungsgrundlage von Planungen werden, offenzulegen.

Es soll der Frage nachgegangen werden, ob es sich hier um Hilflosigkeit und Orientierungslosigkeit von Architekten und Planern handelt, die »zufällig« angeblich bewährte historische Leitbilder bemühen, oder ob sich hinter der Verwendung derartiger Begrifflichkeiten gesellschaftliche und politische Kontinuitäten verbergen. Die aktuell und in der Geschichte immer wieder verwendeten Metaphern erscheinen beliebig austauschbar; fast immer implizieren sie aber eine Wertung:

<sup>1</sup> In einer Reihe von Publikationen wird ab ca. Mitte der sechziger Jahre vor allem die »Konservative« Großstadtkritik rezipiert und widerlegt. Vgl. etwa: *H. Berndt*, Das Gesellschaftsbild bei Stadtplanern, Stuttgart / Bern 1968, S. 25 ff., *P. Gleichmann*, Sozialwissenschaftliche Aspekte der Grünplanung in der Großstadt, Stuttgart 1963, S. 2 ff., *H. Oswald*, Die überschätzte Stadt, Olten 1966, und *H. P. Bahrdt*, Humaner Städtebau, München 1973 (zuerst 1968), der schreibt: »Das Ziel sollte nicht »Entstädterung«, sondern »Urbanisierung« der Stadt sein.« (S. 14).

*Großstadt*  
Chaos – Unordnung  
Masse – Proletariat  
Mietskaserne – Massenquartier  
Gesellschaft – Masse  
Entseelung – Anonymität  
Entartung – Degeneration  
unnatürlich – unorganisch  
heimatlos – Ungebundenheit

*Land – Dorf*  
Ordnung – Überschaubarkeit  
Nachbarschaft – Gemeinde  
Eigenheim – Familienwohnung  
Gemeinschaft – Volk  
Verwurzelung – Kleinteiligkeit  
Gesundung – Heilung  
natürlich – organisch  
Heimat – Gebundenheit

Während die Geschichte der Großstadtfeindschaft und Agrarromantik schon weitgehend geschrieben ist,<sup>2</sup> gibt es bezüglich der Rezeption in der Stadtplanung bisher kaum Untersuchungen.<sup>3</sup> Diese allgemeine Einstellung zum Phänomen Großstadt mit seinen vielschichtigen Problemen bildet einen relevanten ideologischen Kontext für stadtplanerische Leitbilder und Zielvorstellungen. Die Geschichte der Stadtplanung und der Stadtplanungstheorie weist damit einen engen Zusammenhang mit einer übergeordneten kulturphilosophischen Diskussion über die Großstadt auf, ohne daß dieser theoriegeschichtliche Kontext bisher entsprechend reflektiert wurde. Die Auseinandersetzung mit dem Urbanisierungsprozeß und dem Phänomen Großstadt wurde dabei zunächst vorwiegend von Historikern, Soziologen und Philosophen geführt, von der Disziplin Stadtplanung aber nur selektiv und eklektizistisch aufgenommen. Skizzieren wir zunächst die Ausgangsbedingungen der Fehlinterpretation, dann die Entstehung der Großstadtkritik im 19. Jahrhundert und gehen dann auf ihre weitere Entwicklung und Rezeption in der Stadtplanung mit unterschiedlichen Akzentsetzungen ein.

Die Großstadtkritik setzt an auf der Ebene der räumlichen Widerspiegelung ökonomischer und gesellschaftlicher Widersprüche. Sie thematisiert den Gegensatz von Stadt und Land als räumlicher Organisationsform, ohne die in der Produktionsweise angelegten und auf Stadt wie Land zutreffenden Widersprüche zu reflektieren. Die Großstadtkritik lenkt die Aufmerksamkeit auf ein räumliches Subsystem, wo allerdings die Widersprüche konzentriert auftreten, nämlich in der Großstadt. Dem ökonomisch bedingten Verstädterungsprozeß stellt die Großstadtkritik rückwärts gerichtet die Scheinalternative des vorindustriellen ländlichen Lebens und Arbeitens gegenüber. Indem die Großstadtkritik zwar Probleme teilweise korrekt benennt, aber verzerrt und politisch motiviert interpretiert, wird sie zur Ideologie, deren Funktion darin liegt, den Schauplatz von strukturellen gesellschaftlichen Problemen abzulenken und auf ein Nebengleis zu führen. Mit der Bewältigung dieser Ab- und Umlenkung scheinen vor allem Stadtplaner und Architekten gefordert zu sein, ohne daß die Ursachen in ihrem Einfluß- und Handlungsbereich liegen würden.

<sup>2</sup> Vgl. *K. Bergmann*, Agrarromantik und Großstadtfeindschaft, Meisenheim am Glan 1970.

<sup>3</sup> Vgl. *D. Schubert*, Stadtplanung als Ideologie, Diss. FU Berlin 1981.

Die Großstadtkritik macht kausal die Stadt, also ein baulich-räumliches Phänomen, für gesellschaftliche Probleme verantwortlich. Sie begeht dabei den gleichen Fehler, wie etwa auf anderer Maßstabsebene Neubausiedlungen oder Hochhäuser in Verbindung mit Kriminalität gebracht werden.<sup>4</sup> Methodisch wird dabei unzulässigerweise von Individualdaten auf Kollektivdaten geschlossen, also eine unzulässige Verallgemeinerung, ein »ökologischer Fehlschluß« vorgenommen.<sup>5</sup> Von einzelnen gesellschaftlichen Phänomenen, die nicht großstadtspezifisch sind, sondern nur in der Großstadt häufiger auftreten, schließt die Großstadtkritik damit kollektiv bewußt oder unbewußt auf fatale Fehler des räumlichen Systems Großstadt.

Historisch gesehen steht der Beitrag W. H. Riehls<sup>6</sup> aus der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland am Anfang eines agrarkonservativen, agrarromantischen und großstadtfeindlichen Denkens.<sup>7</sup> Die Großstädte sind nach Riehl die »Wiege des Proletariats«, Sitz des »jüdischen Geistesproletariats« und »Wasserköpfe der Zivilisation«. Nach Riehls ständisch-konservativem Denken sind die Bauern die »Mächte des Beharrens« und bilden damit den Ansatzpunkt zu einer konservativen Sozialpolitik im Gegensatz zur »Gleichmacherei der sozialistischen Arbeiter« und des »Revolutionsgeistes der Städter«.<sup>8</sup> Proletariat und Großstadt verschmelzen so bei Riehl zu einem ominösen Koloß, der Volks- und Lebensraum in Gefahr bringt. Statt sich den realen Problemen des Urbanisierungsprozesses zu stellen, erweckt Riehl eine Sehnsucht nach ländlichem Leben, nach vorkapitalistischen Arbeits- und Lebensbedingungen, eine romantisch-völkische Alternative, die die Realität verdrängt. Riehls apokalyptische Vision »Europa wird krank an der Größe seiner Großstädte« verhallt zwar zunächst ungehört, hinterläßt aber ein starkes ideologisches Erbe und legt den Grundstein für ein folgenreiches agrarromantisches, großstadtfeindliches und völkisches Denken in Deutschland.<sup>9</sup>

Die Riehl'sche Großstadtkritik wird gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit unterschiedlichen Akzentuierungen wieder aufgenommen und von O. Ammon, G. Hansen und H. Sohnrey sozialbiologisch und von P. de Lagarde und J. Langbehn rassistisch-völkisch

<sup>4</sup> Vgl. I. Flage, Kriminalität durch moderne Architektur und Städtebau, in: Deutsches Architektenblatt 10 (1984), S. 1257.

<sup>5</sup> Vgl. H. I. Hummell, Probleme der Mehrebenenanalyse, Stuttgart 1972, S. 84, hier eine Typologie von Fehlschlüssen.

<sup>6</sup> W. H. Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik, Bd. 1, Land und Leute, Stuttgart 1861.

<sup>7</sup> Das agrarromantische und großstadtfeindliche Denken war nicht auf Deutschland beschränkt. Vgl. für England: R. Glass, Anti-Urbanism, in: M. Stewart (ed.), The City, Problems of Planning, Harmondsworth 1977, S. 61 ff., und A. Lees, Perceptions of Cities in Britain and Germany, 1820–1914, in: D. Fraser / St. Sutcliffe, The Pursuit of Urban History, London 1983, S. 151 ff.

<sup>8</sup> W. H. Riehl (s. A 6), S. 95, 149, 231.

<sup>9</sup> Zur Geschichte des agrarromantischen und großstadtfeindlichen Denkens in Deutschland, vgl. K. Bergmann (s. A 2).

ausgeführt.<sup>10</sup> Auch hier wird die Großstadt als Stätte physischer Entartung, als »Grab des Menschengeschlechtes« und als »Hort der umstürzlerischen Sozialdemokratie« interpretiert, das Land dagegen, und hier vor allem das Bauerntum, als »Urquell und Jungbrunnen der Menschheit«.<sup>11</sup> Die Untauglichkeit der städtischen Rekruten wird moniert und der »Zug vom Lande« wird als »Zug zum Tode« beschrieben. Der mit der Entwicklung kapitalistischer Produktionsverhältnisse verbundene Urbanisierungsprozeß soll umgekehrt werden und die Stärkung des Bauerntums ist die logische sozialpolitische Forderung, denn »der Bauernstand ist der Felsen, an dem das Geisterschiff der Sozialdemokratie zerschellen wird«. Toennies leitet aus der Großstadtkritik seinen an ständischen vorkapitalistischen Vorbildern orientierten Gemeinschaftsbegriff ab. Die »heile Welt« der Gemeinschaft und seine räumliche Entsprechung, das Dorf, bilden das Gegensatzpaar zur Gesellschaft und der Großstadt mit ihren vielschichtigen Problemen.<sup>12</sup>

Die »klassischen« Argumente der Großstadtkritik, wie sie bis zum Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt waren, lassen sich wie folgt grob zusammenfassen:

- die Stadtbevölkerung kann nur durch einen »Zufluß« von Landbevölkerung gehalten werden
- in den Großstädten fehlt ein Geburtenüberschuß
- die städtische Bevölkerung ist (ohne »Landzufluß«) vom Aussterben bedroht
- die Land-Stadt-Wanderung führt zur Entvölkerung des Landes
- die »oberen« städtischen Bevölkerungsgruppen weisen geringere Kinderzahlen auf (»Verzehr der Besten«)
- die städtische Bevölkerung weist geringere Brustumfänge auf als die ländliche
- die Städte weisen höhere Kriminalitäts- und Prostitutionsgrade auf (»Entartung«)
- die Großstädte gelten als Orte der Dekadenz (»Asphaltkultur«)
- die Städte stellen weniger wehrfähige Rekruten als das Land
- die obigen bevölkerungsstrukturellen Verschiebungen lassen eine Zunahme der Sozialdemokratie befürchten.

Hintergrund der Befürchtung eines weiteren Wachstums der Großstadtbevölkerung von konservativen Ideologen war zweifellos die Zunahme der Sozialdemokratie in den Ballungszentren gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Schon 1884 schreibt O. Geck im sozialdemokratischen Organ »Neue Zeit«: »Es ist eine ganz natürliche Erscheinung, daß die moderne Arbeiterbewegung an den Punkten der größten Bevölkerungsagglomeration, die

<sup>10</sup> Vgl. O. Ammon, Die Bedeutung des Bauernstandes für den Staat und die Gesellschaft, <sup>2</sup>1906; G. Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen, München 1889; H. Sohnrey, Der Zug vom Lande und die soziale Revolution, Leipzig 1894; P. de Lagarde, Deutsches Wesen, Jena 1914 und J. Langbehn, Rembrandt als Erzieher, Stuttgart 1922 (zuerst 1890).

<sup>11</sup> O. Ammon, (s. A 10), S. 148, ähnlich: F. Oppenheimer, Die Entstehung der Großstädte, in: Neue Deutsche Rundschau X, Teil 1 1899, S. 563f. »die ›Verblutung‹ des platten Landes durch Abwanderung in die Städte«.

<sup>12</sup> F. Toennies, Gemeinschaft und Gesellschaft, Berlin <sup>5</sup>1922 (zuerst 1887).

sich ausnahmslos als Zentren der Industrie und des Handels darstellen, in besonders hervorragendem Maße in Erscheinung tritt.« Geck wertet die Wahlstatistiken der Reichstagswahlen aus und kommt zu dem Ergebnis: »Daß das Kontingent, welches unsere Großstädte zur Armee des sozialistischen Proletariats im Deutschen Reiche stellen, absolut zwar immer größer, relativ dagegen, d. h. im Verhältnis zur Gesamtstärke unserer Truppenmacht, andauernd kleiner wird... Wer wollte da am endlichen Siege zweifeln?«<sup>13</sup>

Aber die »heile Welt des Dorfes« war längst nicht mehr so heil, wie sie immer dargestellt wurde. Zunehmende Widersprüche und Konflikte zwischen Landarbeitern und Junkern wie die ländliche Wohnungsfrage ließen sich kaum verschleiern. Der Mitbegründer und Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes und Unterstützer einer expansiven Kolonialpolitik E. Hasse schrieb: »Nach meiner Überzeugung, und ich habe einige Erfahrungen auf beiden Gebieten, ist die Wohnungsnot auf dem Lande mindestens ebenso schlimm wie in der Großstadt. Der Unterschied besteht zwischen beiden im wesentlichen nur darin, daß »man« die Wohnungsnot auf dem Lande kaum kennt und sich jedenfalls um sie wenig kümmert, während über die Wohnungsnot in der Stadt schon Bibliotheken von Büchern geschrieben worden sind.«<sup>14</sup>

Wissenschaftlich war die sozialbiologische Verstädterungstheorie mit den angeblich erwiesenen Nachteilen der Großstadt schon vor der Jahrhundertwende von den Statistiker R. Kuczynski und H. Allendorf widerlegt worden. Kuczynski weist nach, »daß die Beweise Hansens und Ammons für das vermeintliche fortwährende Aussterben der städtischen Bevölkerung und ihre Ersetzung durch die ländliche eine wissenschaftliche Prüfung nicht vertragen. Es ist ihnen auch nicht gelungen, zu zeigen, daß die Ursachen, die sie dafür anführen, als solche wirken.«<sup>15</sup> Auch die gerade von Konservativen angeführte Behauptung, daß die ländliche Bevölkerung mehr und bessere Rekruten als die städtische liefere,<sup>16</sup> ist nach Kuczynski nicht haltbar. »Die Aussicht, daß mit dem Steigen der Quote der Industriebevölkerung die Wehrhaftigkeit des Deutschen Reiches vermindere, entbehrt jeder Begründung.«<sup>17</sup> Kuczynski weist Hansen und Ammon permanent Fehlschlüsse nach und belegt, daß das statistische Material derartige Folgerungen nicht ermöglichen.

Aber die ab ca. 1900 entstehende »wertfreie« Großstadtforschung bleibt abstrakt und ist bei G. Simmel psychologisch, bei M. Weber historisch-soziologisch und bei W. Sombart

<sup>13</sup> O. Geck, Die Sozialdemokratie in den deutschen Großstädten, in: Die Neue Zeit, Revue des öffentlichen und geistigen Lebens, 1894, S. 749/50.

<sup>14</sup> E. Hasse, zit. nach A. Brenning, Innere Kolonisation, Leipzig 1909.

<sup>15</sup> R. Kuczynski, Der Zug nach der Stadt, Stuttgart 1897, S. 153; auch H. Allendorf, Der Zuzug in die Städte, Jena 1901.

<sup>16</sup> »Nur auf eine Folge der Großstadtentwicklung sei noch hingewiesen, nämlich auf die abnehmende Militärtauglichkeit unserer Gestellungspflichtigen.« R. Wulle, Die Gefahren der Großstadtentwicklung für das deutsche Volk, in: Konservative Monatsschrift 1913, S. 902, ähnlich M. Salm, Stadt und Land, in: Soziale Kultur, Januar/Juni 1913, S. 278 »Das Land stellt nicht nur die meisten Soldaten, es stellt auch die besten.«

<sup>17</sup> R. Kuczynski (s. A 15), S. 35.

historisch-psychologisch ausgeprägt.<sup>18</sup> Im Gegensatz zur konservativen Großstadtkritik findet die »wertfreie« Großstadtforschung, die der Großstadt nicht mit der »Attitüde des Richters« gegenüber treten will, so Simmel, kaum Widerhall. Sie bleibt, da sie keine konkreten Handlungsanweisungen beinhaltet und recht abstrakt argumentiert, unfruchtbar, zumal sie auch keine konsequente demokratische Alternative zur konservativ-völkischen Ideologie formuliert und mit keiner politischen Massenbasis korreliert. Positionen, die auch die positiven Seiten der Großstadt reflektieren, wie der »Entdecker der Großstadtschönheiten« A. Endell,<sup>19</sup> oder L. Stern<sup>20</sup> bleiben Ausnahmen.

Träger von völkisch-großstadtfeindlichen Ideologien waren demgegenüber vor allem Bauern, Kleinbürger und Teile der Bevölkerung, die am kapitalistischen Wirtschaftsaufschwung nicht entsprechend partizipieren konnten. Versetzt mit unterschiedlich starkem Antisemitismus war die »vaterländisch-konservative« Denkweise mit ihrer offenen oder verdeckten Großstadtfeindlichkeit die »offizielle Reichsideologie« der wilhelminischen Ära. Auch von verschiedenen Gruppen und Verbänden, wie dem Alldeutschen Verband, dem Kolonialverein, Hammerbund, Bund der Landwirte und dem Bund Heimatschutz propagiert, postuliert sie rückwärts gerichtet soziale Harmonie, die Gemeinschaft, ein »einig Volk von Brüdern«. Eine ganze Literaturgattung, deren Einfluß kaum zu überschätzen ist, interpretiert die Großstadt als Ort der Dekadenz, als sozialen Sumpf und kulturelle Niederung, einfach als »krank«, gegenüber dem »gesunden« Dorf, der Idylle. Ökonomischer und gesellschaftlicher Strukturwandel mit Verstädterungsprozessen wird als eine Schreckvorstellung interpretiert, dem eine Naturhaftigkeit von Geschichte und Gesellschaft gegenübergestellt wird.

Die Großstadtkritik findet ihren Niederschlag aber auch konkreter in der Stadtplanung. Antiurbanistische Konzepte waren Ausgangspunkt der Gartenstadtidee, die vor E. Howard in Deutschland von Th. Fritsch entwickelt wurde und im Gegensatz zur stärker sozialreformerisch orientierten englischen Gartenstadtbewegung deutlich völkisch-rassistische Elemente aufweist.<sup>21</sup> Fritsch begreift seine Gartenstadtversion als »Pflanzschule deutschen Lebens«, mit der Kraft der Scholle soll die Macht des Judentums überwunden werden. Die Großstädte als »Wasserköpfe« und »Pestbeulen der Cultur« mit den »schwe-

<sup>18</sup> Vgl. G. Simmel, Die Großstädte und das Geistesleben, in: Die Großstadt, Dresden 1903; M. Weber, Die nichtlegitime Herrschaft (Typologie der Städte), in: Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen 1976, S. 727 ff. (zuerst 1921) und W. Sombart, Der Begriff und das Wesen der Stadt und das Wesen der Städtebildung, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Tübingen 1907, S. 1 ff.

<sup>19</sup> A. Endell, Die Schönheit der großen Stadt, Stuttgart 1908, S. 23 »Denn das ist das Erstaunliche, daß die große Stadt trotz aller häßlichen Gebäude, trotz des Lärmes, trotz allem, was man an ihr tadeln kann, dem, der sehen will, ein Wunder ist an Schönheit und Poesie, ein Märchen, bunter, farbiger, vielgestaltiger als irgendeines, das je ein Dichter erzählte, eine Heimat, eine Mutter, die täglich überreich verschwenderisch ihre Kinder mit immer neuem Glück überschüttet.«

<sup>20</sup> L. Stern, Einige Worte über städtische Cultur, in: Sozialistische Monatshefte VII (1903), S. 612 ff.

<sup>21</sup> Vgl. D. Schubert, Theodor Fritsch und die völkische Version der Gartenstadt, in: Stadtbauwelt 73/1982, S. 65 ff.

ren Schäden des Großstadtlebens« sucht Fritsch in seinem Konzept durch Gartenstädte mit verschiedenen Zonen, mit »Nachbarschaften«, jeweils durch breite Gürtel oder Ringstraßen getrennt, aufzulösen.<sup>22</sup> Fritsch, Rassist und antisemitischer Publizist, Herausgeber der Zeitschrift »Hammer« und eines »Handbuches der Judenfrage«, das 1935 seine 38. Auflage erlebt, sucht so dem »Sündenpfuhl der Großstadt«, der »Verwüstungsstätte der völkischen Kraft«, dem »Totenacker der Nationen« rassische Siedlungen gegenüberzustellen, wo »völkischer Geist und völkische Eigenart« gewahrt bleiben.<sup>23</sup> Fritsch realisiert seine Gartenstadt – oder präziser Siedlungsidee – in »Heimatland«, einer ländlichen Siedlung bei Rheinsberg, wo unter den Siedlern eine strenge rassische Selektion betrieben wurde, um entsprechende Zuchtziele zu gewährleisten.

Aber nicht nur völkisch-reaktionäre Kreise postulierten Agrarromantik und Großstadtfeindschaft, auch reformistische Idealisten und linke Intellektuelle versuchten, in Kolonien, Siedlungen und Gartenstädten am Rande der Großstädte lebensreformerische Ziele zu realisieren, wie etwa in der 1893 gegründeten Obstkolonie »Eden« in Oranienburg bei Berlin. In Anlehnung an die Siedlungskonzepte der utopischen Sozialisten Robert Owen und Charles Fourier sollten hier neue Formen des Zusammenlebens, wie sie der Anarchist P. Kropotkin und der Vertreter eines liberalen Sozialismus G. Landauer propagierten, erprobt werden. Aber Vegetarismus und Mystizismus, ethische Ziele, die Erprobung neuer Gemeinschaften in Gartenstädten und die Aufhebung von Hand- und Kopfarbeit bleiben intellektuell-alternative Lebensgemeinschaften mit vielfach elitärem Anspruch, die sich nicht auf den Arbeits- und Wohnalltag der Masse der großstädtischen Bevölkerung übertragen ließen.<sup>24</sup> Die Gartenstadtidee konnte so die unterschiedlichsten Reformkonzepte unter der Fahne »Großstadtkritik« vereinen und so mit einem baulich-räumlichen Dezentralisierungskonzept von ökonomischen Ursachen des Verstädterungsprozesses und gesellschaftlichen Problemen von Stadt und Land ablenken.<sup>25</sup> So bekannten sich Sozial- und Kulturreformer, Vegetarier, Antialkoholiker, Sozialisten und Genossenschaftler zur Gartenstadtidee wie auch Konservative und völkische Rassisten.

Die Konkretisierung der Großstadtfeindschaft in Stadt- und Siedlungsplanung strebt konsequenterweise dörfliche und ländliche Bauformen wie das Einfamilienhaus und das Reihenhaus mit heimatverbundener Architektur an. Mit dem »Dorf in der Stadt« soll der Arbeiter wieder mit dem Boden verwurzelt werden. Der Grundrentenmechanismus läßt aber die aufgelockerte Siedlungsweise nur in Stadtrand- oder ländlichen Gebieten und in Wohngebieten für eine zahlungsfähige Mittel- und Oberschicht zu. Anknüpfend an

<sup>22</sup> Th. Fritsch, Die Stadt der Zukunft (Gartenstadt), Leipzig 1912 (zuerst 1896).

<sup>23</sup> Th. Fritsch, Landsiedlung und entgegenstehende Bedenken, in: Hammer Blätter für deutschen Sinn, Heft 287/1914, S. 282 ff. und Hammer Heft 426/1920, S. 111 ff.

<sup>24</sup> Vgl. W. Krabbe, Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform, Göttingen 1974.

<sup>25</sup> Vgl. Die deutsche Gartenstadtbewegung, Zusammenfassende Darstellung über den heutigen Stand der Bewegung, Berlin, Schlachtensee 1911, neuerdings K. Hartmann, Deutsche Gartenstadtbewegung, München 1976.

konservative Tendenzen in der Gartenstadtbewegung, die Bewegung für »Innere Kolonisation« und die spätere Kriegerheimstättenbewegung werden so vor dem Ersten Weltkrieg eine Reihe von Siedlungsvorhaben realisiert, die die zuvor skizzierten Ideologeme als Handlungsmaxime übernehmen, wie die Krupp-Siedlung Margarethenhöhe in Essen (Architekt G. Metzendorf)<sup>26</sup> oder die Siedlung für Munitionsarbeiter Berlin-Spandau (Architekt P. Schmitthenner).<sup>27</sup> Als Begründung für diese Art von ländlicher Heimatarchitektur mit Dorfanger wird explizit die Großstadtkritik angeführt.<sup>28</sup>

Eine Möglichkeit, die Natur als Antithese zur Großstadt zu manifestieren, boten vor allem die großstädtischen Park- und Grünanlagen. Hier wurde die Natur als Idealisierung und Synonym für Einfachheit, Ruhe, Schönheit, Harmonie, Wahrheit und »gesundes« Land der Häßlichkeit der »ungesunden« Stadt und der industriell-urbanen Umwelt gegenübergestellt. Eklektizistisch wurden hier bei Planung und Gestaltung von Parkanlagen und Grünflächen wild-romantische Landidylle verwandt. Die Inszenierung kleinräumiger Motive mit Teichen und Wasserfällen präsentierte eine idealisierte Natur in großstädtischen Freiflächen und bildete Rückzugsmöglichkeiten in eine scheinbar heile ländliche Welt mit neo-romantischen Lebensidealen.<sup>29</sup> »Alles das wirkt nicht nur gesundheitlich bessernd ein, sondern muß ganz besonders vom künstlerischen Standpunkt aus hochgehalten werden«, schreibt C. Sitte im Anhang seines Buches »Städtebau nach seinen künstlerischen Gesichtspunkten« über Großstadtgrün.<sup>30</sup>

Für die eher sozialreformerisch orientierten Planer und Architekten stand dagegen eher der Gebrauchswert der innerstädtischen Grünanlagen im Vordergrund. Martin Wagners Dissertation bildet hier einen Meilenstein in der Diskussion um die Verwissenschaftlichung der Grünplanung, wie überhaupt der Stadtplanung. Wagner berechnet Nutzwerte von Freiflächen und fordert, daß »die Bewohner der am stärksten ausgenutzten Bauweise den kürzesten Weg zu Freiflächen haben müssen«, die »Stadtbevölkerung (also) dem sanitären Grün umso näher gebracht werden muß, je mehr sich die Bebauungen in Mietskasernen übereinander türmen.«<sup>31</sup> Die Ende des 19. und zu Anfang des 20. Jahrhunderts entstehenden »Volksparks« wie etwa der von F. Schumacher 1908/09 geplante Hamburger Stadtpark, sind nach stärker sozialhygienischen Kriterien ausgerichtet.<sup>32</sup> Den

<sup>26</sup> Vgl. R. Günter, Krupp und Essen, in: M. Warnke (Hrsg.), Das Kunstwerk zwischen Wissenschaft und Weltanschauung, Gütersloh 1970, S. 141 f.

<sup>27</sup> Vgl. F. Stahl, Die Gartenstadt Staaken von Paul Schmitthenner, Berlin 1917, S. 5 f.

<sup>28</sup> Ebd.

<sup>29</sup> Vgl. W. Richard, Vom Naturideal zum Kulturideal, Ideologie und Praxis der Gartenkunst im Deutschen Kaiserreich, Berlin 1984.

<sup>30</sup> C. Sitte, Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen, vermehrt um »Großstadtgrün«, Wien 1909, S. 188.

<sup>31</sup> M. Wagner, Das sanitäre Grün der Städte. Ein Beitrag zur Freiflächenpolitik, Berlin 1915, S. 51 und 53.

<sup>32</sup> F. Schumacher, Ein Volkspark, München 1918.

Mietskasernen des Massenwohnungsbaus, die sich weitgehend der planerischen Beeinflussbarkeit entziehen, da sie vorwiegend von der privaten Spekulation erstellt werden, soll durch innerstädtische »sanitäre« Grünanlagen eine Erholungsmöglichkeit auch vor allem für die Arbeiter gegenübergestellt werden. »Der soziale Parkgedanke ist Trumpf«, resümiert H. Maaß 1913.<sup>33</sup>

Der Erste Weltkrieg lieferte weitere Argumente für die scheinbar richtigen Thesen der Großstadtgegner. Damaschke, Vorsitzender der Bodenreformer, fordert etwa dezentral angelegte Siedlungen für Krieger, die geeignet sein müssen, »einen körperlich und sittlich gesunden Volksnachwuchs zu sichern, die Wehrkraft des Volkes zu erhöhen und die Erträge des heimischen Bodens zu steigern«.<sup>34</sup>

Aber auch die »fortschrittliche« Gartenstadtbewegung um die Gebrüder Kampffmeyer unterstützte aus siedlungstechnischen Gründen eine Dezentralisierung, eine Innenkolonisation und ein Bremsen des Urbanisierungsprozesses. B. Kampffmeyer fordert im »Archiv für innere Kolonisation« eine Innenkolonisation zur »Förderung von Wehr- und Volkskraft«, auch im Interesse der »Volkskraft, der Nation, der Rasse«.<sup>35</sup>

H. Kampffmeyer veröffentlicht 1918 im Verlag des völkischen Verlegers E. Diederichs ein Buch mit dem Titel »Friedenstadt, Ein deutsches Kriegsdenkmal«. Zur »Vermählung von Stadt und Land« fordert B. Kampffmeyer eine »planmäßig gegründete Gartenstadt«, eine »Friedenstadt«, deren Realisierung nach seiner Berechnung nicht mehr Mittel erfordern würde als zwei Stunden Kriegsführung.<sup>36</sup> Unterstützt wird dieser Vorschlag von K. Schmidt, dem Direktor der Werkstätten für Handwerkskunst in der Gartenstadt Dresden Hellerau, der durch die Friedenstadt »bodenständige Menschen«, durch »soziale Gesinnung Gemeinschaftsgeist« erziehen möchte, dem ein »gesundes Siedlungswesen dazu geeignet erscheint, den ganzen Menschen zu steigern«, zumal »das Stadtkind keine Ehrfurcht vor der Natur und der Pflanze hat, die dem Landkind selbstverständlich ist«.<sup>37</sup> M. Wagner und B. Taut unterstützen den Friedenstadtvorschlag, genauso wie P. Schmitt-henner, der »eine Gliederung nach sozialen Schichten« anstrebt und, wie der Gartenarchitekt Leberecht Migge, dem dabei eine Lösung der Siedlungsfrage durch eine Intensivierung der Bodennutzung vorschwebt. Migge veröffentlicht 1919 in der von dem Verleger E. Diederichs herausgegebenen Zeitschrift »Die Tat« unter dem Pseudonym »Spartakus in Grün, an dem der Rote sterben soll« das »Grüne Manifest«.<sup>38</sup> Migge geht aus von einer

<sup>33</sup> H. Maaß, *Der deutsche Volkspark der Zukunft. Laubenkolonie und Grünfläche*, Frankfurt 1913.

<sup>34</sup> Hier zitiert nach A. Damaschke, *Die Bodenreform. Grundsätzliches und Geschichtliches* zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not, Jena 1922, S. 452 (zuerst 1913).

<sup>35</sup> B. Kampffmeyer, *Unseren Kriegsinvaliden Heim und Wirtschaft in Gartensiedlungen*, in: *Archiv für innere Kolonisation*, 1916, S. 1 ff.

<sup>36</sup> H. Kampffmeyer, *Friedenstadt, Ein deutsches Kriegsdenkmal*, Jena 1918, S. 30.

<sup>37</sup> Ebda., S. 48 ff.

<sup>38</sup> L. Migge, pseud. Spartakus in Grün, *Das Grüne Manifest*, in: *Die Tat*, Februar 1919, S. 912–919.

Großstadtkritik, der er die unerschöpfliche Kraft der Natur und der Scholle gegenüberstellt. Über siedlungstechnische, antiurbanistische, agrarstrukturelle Reformen meint Migge, eine umfassende Sozialreform realisieren zu können.<sup>39</sup>

Die Kriegsniederlage 1918 mit ihren Folgen enthüllt zunächst auch eine ideologische Krise. Skizzieren wir zunächst den konservativen, völkisch-nationalistischen, dann den fortschrittlichen, rational-reformerischen Kontext der Diskussion des Großstadtphänomens nach 1918. Die konservative ideologische Reaktion auf ein System, das eine Welt von Großstädten hervorgebracht hatte, sah den Untergang der industriell großstädtischen Welt nun als unvermeidlich an. Die Rückkehr zu angeblich bewährten Formen des sozialen Lebens, zu Idyllen der Stabilität, der Sicherheit und Ordnung schien unvermeidlich. Mit Spenglers Vision vom »Untergang des Abendlandes« beginnt eine weitere Radikalisierung der Ansichten über Großstadt, Binnenwanderung und Verstädterung. Spenglers Werk, voller historischer Analogien, beinhaltet in vielen Phasen eine Wiederholung, Systematisierung und neue Deutung der Äußerungen über die Großstadt seit Riehl, Hansen und Ammon. Nach Spenglers Apokalypse steht der »Steinkoloß Weltstadt am Ende des Lebenslaufes einer jeden großen Kultur«.<sup>40</sup> Spenglers scheinbar souveräne, unvermeidlich-schicksalhafte Perspektive, sein antidemokratisches und großstadtfeindliches Denken liefert weitere »Argumente« auch für die »konservative« Richtung der Stadtplanung.<sup>41</sup> »Die seelische Grundstimmung ist heute pessimistisch ... Das Schlagwort ist Untergang des Abendlandes« resümiert H. Platz 1924.<sup>42</sup>

Vor diesem geistigen Hintergrund sind auch die theoretischen Schriften von konservativen, romantisch-handwerklich orientierten Stadtplanern und Architekten in der Weimarer Republik zu interpretieren, wie etwa Tessenows Idylle von Handwerk und Kleinstadt.<sup>43</sup> Die Aufnahme der großstadtfeindlichen Argumentationen führt bei der Planung konsequenterweise zur Übernahme dörflicher und ländlicher Bauformen, auch bei großstädtischen Siedlungen, zum Versuch der Übertragung dörflicher Sozialstrukturen auf großstädtische Siedlungen, zum »Dorf in der Stadt«.

Aber auch linke und fortschrittliche Architekten und Stadtplaner kritisieren die Großstädte mit ihren vielfältigen Problemen, nur ist die Kritik nicht rückwärts an historischen Vorbildern orientiert, sondern vorwärts auf eine neue demokratische Gesellschaft ausge-

<sup>39</sup> Vgl. M. Michelis, *Stadtfeindschaft und Volkstumsideologie zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik*, in: *Journal für Geschichte*, September 1981, S. 42, der Text Migges ist abgedruckt in: H. Frank / D. Schubert, *Lesebuch zur Wohnungsfrage*, Köln 1983, S. 211 ff.

<sup>40</sup> O. Spengler, *Der Untergang des Abendlandes*, München 1972, Bd. II, S. 763 (zuerst 1918).

<sup>41</sup> Hier kann M. Cacciari nicht zugestimmt werden, der davon ausgeht, daß Spengler vorwiegend von der Avantgarde rezipiert wurde. Vgl. M. Cacciari, *Metropolis, Seggu sulla grande citta di Sombart*, Endell, Scheffler e Simmel, Roma 1973, S. 47.

<sup>42</sup> H. Platz, *Großstadt und Menschentum*, München 1924, S. 216.

<sup>43</sup> H. Tessenow, *Handwerk und Kleinstadt*, Berlin 1972 (zuerst 1918), vgl. auch G. Wangerin / G. Weiss, *Heinrich Tessenow. Ein Baumeister 1876–1950, Leben, Lehre, Werk*, Essen 1976.

richtet. »Die Kultur der Großstadt krankt nicht, wie die Dekadenphilosophie (à la Spengler) annimmt, an Überreife, sondern an Unfertigkeit. Noch ist es nicht gelungen, die sozialen Übel unserer ersten Entwicklungsstadien zu überwinden.«<sup>44</sup> Wird die Dezentralisierung und die Entballung der Großstädte von konservativer Seite zur Stabilisierung bestehender Verhältnisse und zur Entschärfung politischer Konflikte vorgeschlagen, so ist sie bei Fortschrittlichen immer nur Teil und Ansatzpunkt einer umfassenderen Sozialreform und systematischen Neuordnung von Stadt und Land, wie es B. Taut 1920 polemisch in der »Auflösung der Städte« formuliert: »Laßt sie zusammenfallen, die gebauten Gemeinheiten, Steinhäuser machen Steinherzen.«<sup>45</sup>

Da aber eine systematische Neuordnung der Agglomerationen nicht möglich ist, der Grundrentenmechanismus und private Standortentscheidungen bleiben unangetastet, bleibt nur die Reduktion der Stadtplanung auf die Planung von um die Stadt und in der Stadt verstreuten einzelnen Siedlungen, von »gemeinwirtschaftlichen Inseln«.<sup>46</sup> Bei der Planung der Großsiedlungen des »Neuen Bauens« liegen aber hinter der Oberfläche der architektonischen Formen unterschiedliche urbane und soziale Konzepte zugrunde.

Die Linke der Avantgarde fordert konsequent die großstädtische Mietwohnung, weil sie diejenige Wohnform ist, »die der menschlichen und der Klassensolidarität am besten dient«. Nach Fred Forbat etwa, der an der Planung der Berliner Siemensstadt und der Siedlung Haselhorst beteiligt war, werden durch die bürgerliche Wohnideologie des Eigenheims und des Reihenhauses die Arbeiter zu Kleinbürgern erzogen. Forbat kritisiert das Einzelhaus, »weil das kleine freistehende Einfamilienhaus ein technisch-wirtschaftlicher Unsinn ist ... Es ist zu verwerfen, vorerst, weil es sich einer jeden Gemeinschaftsdeutung widersetzt. Das kleine freistehende Haus ist eine Spätgeburt bürgerlicher Kultur, das verniedlichte Schloß, ein beziehungsloses Individuum, nirgendwo hingehend.«<sup>47</sup>

Will Forbat die Architektur zur Politisierung der Massen nutzen, so E. May, der Planer des »Neuen Frankfurt«, auch bei der Verwendung fortschrittlicher Architektursprachen zur Entpolitisierung? May sieht im Wohnbereich ein mögliches Gegengewicht zum industriellen Arbeitsprozeß, der sich ohnehin der Beeinflußbarkeit der Planer entzieht. Bei May ist die Siedlung und das Reihenhaus individuelles Rückzugsgebiet, der Trabant Garant politischer Stabilität. May isoliert das Wohnungs- und Siedlungsproblem aus dem gesellschaftlichen Kontext, das gesunde Wohnen erscheint als Lösung der strukturell angelegten gesellschaftlichen Widersprüche. May schreibt: »Je schärfer der Daseinskampf

<sup>44</sup> M. Leinert, Die Sozialgeschichte der Großstadt, Hamburg 1925, S. 291.

<sup>45</sup> Vgl. F. Bollerey / K. Hartmann, Bruno Taut. Vom phantastischen Ästhetem zum ästhetischen Sozial(ideal)isten, Akademie der Künste, Berlin 1980.

<sup>46</sup> Vgl. K. Junghanns, Die deutsche Städtebauteorie unter dem Einfluß der Novemberrevolution, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte, Weimar 1968, S. 154 ff. und M. Tafuri, Sozialdemokratie und Stadt in der Weimarer Republik, in: werk oeuvre 3/74, S. 308 ff.

<sup>47</sup> F. Forbat, Wohnform und Gemeinschaftsidee, in: Wohnungswirtschaft 1929, Heft 10/11, S. 141 ff.

in den überbevölkerten Siedlungszentren sich gestalten wird, um so notwendiger ist die Schaffung eines Gegengewichtes gegen alle einseitige Berufsarbeit in gesunden Wohnungen.«<sup>48</sup>

Wichtig erscheint es hier festzuhalten, daß im Gegensatz zu vielfältigen Legenden und Mythen des »Neuen Bauens« mit bekannten Architekten wie W. Gropius, M. v. d. Rohe, B. Taut, A. Behne, E. Mendelsohn diese Avantgarde durchaus nicht das Bauen in der Weimarer Republik bestimmte, sondern eine Mehrzahl von Architekten und Planern gegenüberstanden, die weiter »konservativ« im regionalen Stil (»Heimatstil«) oder historisch-eklektizistisch planten und bauten, wie etwa P. Schultze-Naumburg oder P. Schmitt-henner. Die Bewegungen der Moderne wie Bauhaus und Werkbund waren neben vereinzelt Bauaufgaben vor allem in sozialdemokratisch regierten Städten wie Berlin, Hamburg, Frankfurt und Stuttgart anzutreffen, die großen Planungs- und Bauaufgaben beschränkten sich auf den Zeitraum 1923–1929/30.

Aber diese avantgardistische Architektur wird diffamiert als Kulturbolschewismus, als Symbol und Ursache für Vermassung, Proletarisierung und Verstädterung verantwortlich gemacht. Hier wird nicht mehr nur die Großstadt als baulich-räumliches Phänomen, sondern eine Architektursprache für die mit dem Phänomen Großstadt verbundenen Probleme kausal als Ursache identifiziert. Hintergrund der konservativen Angriffe gegen die Großstadt waren auch die relativ guten Wahlergebnisse der Linken in den zwanziger Jahren in den Großstädten. So schreibt Ernst Reuter 1926 in einem Artikel »Der Kampf gegen die Großstadt«: »Die Gemeindefeindlichkeit des offiziellen Regierungskurses, die Hetze der sogenannten Wissenschaft gegen die Kommune konzentriert sich in erster Linie in einem Kampf gegen die Großstadt ... Die Wurzeln dieses Kampfes liegen klar zutage. Man fürchtet den Vormarsch der Arbeiterbewegung ...«<sup>49</sup>

Mit der Weltwirtschaftskrise und der damit verbundenen Agrarkrise ab 1929 beginnt wieder eine neue Etappe im ideologischen Kampf gegen die Großstadt. Martin Wagner interpretiert in einem Aufsatz in der »Tat« 1932 die Weltwirtschaftskrise als »schöpferische Pause«, als »Blutrache des Landes«, das »Kräfte einst an die Städte abgeben mußte und dann noch von den Städten mit materiellem Siechtum bestraft wurde.«<sup>50</sup> Martin Wagner artikuliert planwirtschaftliche Vorstellungen, fordert »wirtschaftlichen Städtebau«, einen »Abbau der Städte« und einen »Aufbau des Landes«. Wagner schreibt: »In der heutigen Krisenzeit wird uns ganz klar, daß die Stadtwirtschaft zum Tode verfallen ist, wenn sie sich nicht zu einer konsequenten Planwirtschaft bekennt, die mit der Unwirt-

<sup>48</sup> Zit. nach R. Diehl, Die Tätigkeit Ernst Mays in Frankfurt am Main in den Jahren 1925–30 unter besonderer Berücksichtigung des Siedlungsbaus, Diss. Frankfurt 1976.

<sup>49</sup> E. Reuter, Der Kampf gegen die Großstadt, in: Die Gemeinde, Halbmonatsschrift für sozialistische Arbeit in Stadt und Land 1 (1926), S. 12.

<sup>50</sup> M. Wagner, Stadt und Land als Wirtschaftsraum, in: Die Tat, unabhängige Monatsschrift zur Gestaltung neuer Wirklichkeit 1932, S. 974 ff.

schaftlichkeit und den Unkosten des Städtebaus ganz radikal aufräumt.«<sup>51</sup> 1931 bildet Wagner im Rahmen der Dezentralisierungs- und Siedlungsbestrebungen und Bewegungen eine Arbeitsgemeinschaft »zum wachsenden Haus«. Wagner versteht den von ihm initiierten Wettbewerb, an dem sich über 1000 Architekten beteiligen »als Beitrag zur Lösung der städtischen Wohnungsfrage« und »zur Auflösung der Städte«. Wagner wertet das »Anwachsen der Sportler, der Wandervögel, der Zelter, der Kleingärtner, der Siedler, aber auch die wachsende Reiselust« als eine »grundsätzliche Abkehr von den unzutraglichen Lebensformen der Großstadt«.<sup>52</sup>

Um ihre Reproduktion zu sichern, waren Arbeiter gezwungen, unplanmäßig am Stadtrand zu »siedeln«, um hier auf kleinen Parzellen mit landwirtschaftlicher »Neben«-produktion ihren Lebensunterhalt zu sichern. »Reformvorschläge«, wie das »wachsende Haus«, die »Stadtrandsiedlung« und die »Erwerbslosensiedlung«, die über veränderte Siedlungsformen die Reproduktionsbedingungen und Wohnbedingungen verbessern wollten, sahen eine Verlagerung des Wohnungsbaus auf das Land oder an die Stadtränder vor, wo Erwerbslose und Kurzarbeiter mit Kleinhaussiedlungen und Kleinstgrundstücken »krisenfest« gemacht werden sollten. Die Vorschläge des bekannten Gartenarchitekten Leberecht Migge, die bereits im Rahmen der Nachkriegsernährungskrise 1918 entwickelt wurden, sahen organische Mischungen von Schrebergartensiedlungen, Wohngartensiedlungen und Nebenerwerbssiedlungen in »Arbeitszellen« und »Produktionsgenossenschaften« im Rahmen einer umfassenden Reagrarisierung und Binnenkolonisation vor.<sup>53</sup>

Migge, der die Gartenplanungen in vielen Siedlungen der Avantgarde durchführte, knüpft an anarchisch-utopische Vorstellungen von Selbstversorgern kropotkinscher Provenienz<sup>54</sup> und an die Schrebergartenbewegung an. Migge interpretiert die »Stadt als Urheber und Antreiber der gegenwärtigen Krise, andererseits das Land als ihr quasi natürliches Opfer«. Migge fordert die »Verbindung von Werk- und Bodenarbeit«, Verbrüderung von Stadt und Land! Ein Ziel, welches im Rahmen eines Planes der »Deutschen Binnenkolonisation« realisiert werden sollte.<sup>55</sup>

Die Lösung städtischer Probleme und der Wohnungsfrage wurde damit an den Stadtrand oder auf das Land verschoben und nicht gesellschaftlich-strukturelle Mechanismen werden für die Probleme verantwortlich gemacht, sondern die Stadt als baulich-räumliches Phänomen. Die Massenarbeitslosigkeit sollte räumlich verlagert werden, und die vorübergehend »überflüssige« Arbeiterschaft hatte durch Selbsthilfe beim Bau von Häuschen und

<sup>51</sup> M. Wagner, Sterbende Städte oder Planwirtschaftlicher Städtebau, in: Das Neue Frankfurt, Heft 3, 1932, S. 324 ff.

<sup>52</sup> M. Wagner, Das wachsende Haus, Leipzig 1932, S. 6 u. 40.

<sup>53</sup> Vgl. L. Migge, Jedermann Selbstversorger, Jena 1918 und: Die wachsende Siedlung, Stuttgart 1932.

<sup>54</sup> Kropotkins Schriften wurden von B. Kampffmeyer, dem Protagonisten der Deutschen Gartenstadtgemeinschaft übersetzt. Auch die Bodenreformbewegung beruft sich verschiedentlich auf Kropotkin.

<sup>55</sup> L. Migge, Kämpft für den Boden!, in: Die Tat, 1931, S. 638 ff.

agrarische Produktion auf ihre Reintegration in den kapitalistischen Produktionsprozeß und ihre Rückkehr in die Stadt bei Bedarf zu warten.

Eine Vielfalt von unterschiedlichsten Siedlungsformen wird propagiert. Körperliche Arbeit auf dem Lande oder am Stadtrand wird mit seelischer Gesundung von der Großstadt gleichgesetzt. Die etwa im »Archiv für innere Kolonisation« (ab 1934 »Neues Bauerntum«) entwickelten Vorschläge reichen von »Primitivsiedlungen«, »Führerstellen«, »Aufstiegssiedlungen«, »Intensivsiedlungen« bis hin zu Vorstellungen einer langfristigen West-Ost-Umsiedlung.<sup>56</sup> »Die Siedlung soll den Menschen wieder mit der Natur verbinden«, »Zurück zur Scholle«, »vom Schrebergarten zum Gartenstaat«, so eine der vielen Parolen.<sup>57</sup>

Die latente oder offene Großstadtfeindlichkeit wurde nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 zur »offiziellen Ideologie« und zur Handlungsgrundlage der Politik. Die Nationalsozialisten nahmen die heterogenen »Argumente« aller großstadtfeindlichen Ideologen von Riehl<sup>58</sup> bis Spengler<sup>59</sup> auf und bezogen sie in den völkisch-rassistischen Kontext einer »Blut und Boden«-Ideologie ein. Der Bauer und das Land wurden zum Mythos und zur »ewigen Größe«, zum Inbegriff der nationalsozialistischen Vorstellung vom Menschen überhaupt. Die Verbalradikalität der großstadtfeindlichen Vorstellungen reichte von der vollkommenen »Zerschlagung der Großstädte« über »Entstädterung durch Neuadel aus Blut und Boden« bis hin zur Neugründung einer Vielzahl von Kleinstädten.

»Zurück zum Agrarstaat?«, lautete der programmatische Titel eines Werkes des Statistikers Burgdörfer, der davon ausging, daß Deutschland zu einem »Volk ohne Jugend« zu werden drohte. Um ein »Wiedererwachen der Regenerationskraft der jetzt sich zur Unfruchtbarkeit, zur freiwilligen »Sterilisierung« verurteilenden städtischen Bevölkerung« zu erreichen, strebt Burgdörfer ein »weg von der Mietskaserne und zurück zur weiträumigen Wohnweise«, ... »zum Eigenheim mit Garten«, wie eine »Reagrarisierung mit dem Ziel der Wiederherstellung eines angemessenen Gleichgewichts zwischen Landwirtschaft

<sup>56</sup> Die Unterschiede der diversen Siedlungsvorschläge sind zum Teil minimal, zum Teil erheblich. Die Diskussion setzt im »Archiv für innere Kolonisation« ab ca. 1928 ein.

<sup>57</sup> W. Scharenberg, Zurück zur Scholle. Vom Schrebergarten zum Gartenstaat. Ein Weg zur Massensiedlung, Berlin 1931.

<sup>58</sup> Die Riehl-Rezeption erlebt im Faschismus eine neue Blüte. Vgl. F. Bülow, Wilhelm Heinrich Riehl. Die Wissenschaft vom Volk und seiner Arbeit, in: Raumforschung und Raumordnung, 1938, Heft 1, S. 1 ff. V. v. Geramb schreibt in seiner Riehl-Biographie 1954: »Vor allem sei hier mit Dank anerkannt, daß diese Zeit sehr viel zum Wiederaufleben des Riehlschen Werkes beigetragen hat.« V. v. Geramb, Leben und Wirken H. W. Riehls, Salzburg 1954.

<sup>59</sup> Spengler, erbitterter Gegner der Weimarer Republik, wurde zwar kein aktiver Nationalsozialist, begrüßte dennoch die Machtübernahme. Vgl. O. Spengler, Jahre der Entscheidung, 1980, S. 13, zuerst 1933. Vgl. auch A. Zweiniger, Spengler im Dritten Reich, Oldenburg 1933 und J. v. Leers, Spenglers weltpolitisches System und der Nationalsozialismus, Berlin 1934.

und Industrie im Rahmen unserer ganzen Volkswirtschaft« an.<sup>60</sup> Nach Burgdörfer ist die »natürliche Grundlage aller Wehrkraft ... die Volkskraft«. Starke Verstädterung und ihre Folgen bewirken aber, »daß weder der Wehrstand, noch der Nährstand und der Lehrstand etwas ist, wenn in einem Volk der Gebärstand versagt«.<sup>61</sup>

Die Stadt wurde nun als »Sitz des Judentums« und »Ort des Marxismus«<sup>62</sup> interpretiert, während das Land und das Bauerntum den »Blutsquell des deutschen Volkes« und damit auch die Grundlage der Wehrkraft darstellten. Chefideologe A. Rosenberg strebte eine »Zerschlagung der Weltstädte« an. Die Gebiete mit kommunistischer Wohnbevölkerung sollten wegsaniert werden, zumal sie angeblich auch Herde der Asozialität und der Kriminalität waren. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Tierzucht wurden unbekümmert auf den Menschen übertragen und sahen bei Sanierungsmaßnahmen zur »Gesundung der Städte« eine Überprüfung »guten Menschenmaterials« vor, das nach einer Probezeit als Siedler vor der Stadt »angesetzt« werden sollte.<sup>63</sup> Bei der »biologischen Auslese der Neubauern« unter Zugrundelegung »erbbiologisch-rassenhygienischer Zielsetzungen« wurden exakte Daten über »Gebärtüchtigkeit und Geburtenfreudigkeit der Bewerberfamilien« wie über die »Schnelligkeit der Geburtenfolge« ermittelt.<sup>64</sup>

Dräger formuliert weitere Gründe, die für eine Auflockerung der Großstädte sprechen: »In wehrpolitischer Beziehung bringt die Auflockerung der Großstädte des weiteren: Vermehrte Sicherheit gegen feindliche Angriffe aus der Luft durch Auflockerung der Bauweise. In innenpolitischer Beziehung bringt die Auflockerung der Großstädte: Beseitigung gefährlicher Brutstätten für Unzufriedenheit und offenen Aufruhr, denn wenn ich Menschen unter menschenunwürdigen Bedingungen zusammenpferche, darf ich mich nicht wundern, wenn dann Brutstätten für Kommunismus und Klassenkampf entstehen.«<sup>65</sup>

Planerisch umgesetzt soll nach dem Prinzip der Volksgemeinschaft eine ständisch gegliederte, organisch strukturierte Siedlungsweise rassistisch einwandfreier Gruppen angestrebt werden. »Das grundlegende Prinzip der Gemeinschaft verlangt in raumpolitischer Hinsicht eine dezentralisierte, landschaftsgebundene Siedlungsweise im Stil der dörflich-kleinstädtischen Siedlungsweise rassistisch einwandfreier Gruppen angestrebt werden. Das grundlegende Prinzip der Gemeinschaft verlangt in raumpolitischer Hinsicht eine dezentralisierte, landschaftsgebundene Siedlungsweise im Stil der dörflich-kleinstädtischen Siedlungskörper, deren gemeinschaftsträchtige Statik im Wege einer vorsichtig dosierten Durchdringung des völkischen Gesamttraumes mit städtisch-labilen Elementen

<sup>60</sup> F. Burgdörfer, *Zurück zum Agrarstaat?*, Berlin-Grunewald 1933, S. 108 und S. 105.

<sup>61</sup> F. Burgdörfer, *Volks- und Wehrkraft, Krieg und Rasse*, Berlin, 1936, S. 7 und S. 12.

<sup>62</sup> H. F. K. Günther, *Die Verstädterung, Ihre Gefahren für Volk und Staat vom Standpunkt der Lebensforschung*, Berlin 1936.

<sup>63</sup> A. Walther, *Neue Wege der Großstadtsanierung*, Stuttgart 1936.

<sup>64</sup> J. Schotky, *Die biologische Auslese der Neubauern*, in: *Neues Bauerntum* 10/11, 1936, S. 434 ff.

<sup>65</sup> H. Dräger, *Arbeitsbeschaffung durch produktive Kreditschöpfung*, München 1932, S. 64.

eine ständige Belebung und Auflockerung erfährt. Landschaftsgebundene, dezentralisierte Siedlungsweise führt nach Boehm in ihrem Extrem zur »Zerländerung«, während umgekehrt die extreme Verstädterung »Entwurzelung« bewirkt.«<sup>66</sup>

In den Standardwerken zur Stadtplanung<sup>67</sup> aus der Zeit des Nationalsozialismus wird die »Ehrfurcht vor der Landschaft beim Bauen«, wird in Anlehnung an Tessenow »das Lob der kleinen Stadt« betont.<sup>68</sup> »Die Kleinstadt bietet ihrer heranwachsenden Jugend grüne Gärten und einen großen, freien Himmel. Zementierte lichtarme Höfe und mit Benzinasen gefüllte Straßenräume sind die Gegenleistungen der Großstadt ... Die Großstadt in ihrer bisherigen Form ist ein Schädling am Volkstum. Das Wesen der Kleinstadt, wie es seinen schönsten Ausdruck im deutschen Mittelalter erhalten hat, ist erstrebenswert. Dieses Kleinstadtwesen kann sehr wohl in großen Städten erweckt und erhalten bleiben.«<sup>69</sup> Stadtplanerisches Ziel ist also rückwärts gerichtet die Kleinstadt in der Großstadt. Die »entseelte Heimat« der Siedlungen der zwanziger Jahre, der »Neuen Sachlichkeit«, die »ihre Herkunft aus der Phantasie des jüdischen Wüstenvolkes nicht verleugnen« kann, wird nun durch die Siedlung der Gemeinschaft, »die neue Heimat« mit ländlichen Vorbildern ersetzt.<sup>70</sup>

Aber entgegen allen ideologischen Beteuerungen war dennoch im Faschismus, vor allem nach der Einführung des zweiten Vierjahresplanes, ab 1936 eine weitere Urbanisierung und Suburbanisierung industrieller Zentren zu konstatieren. Mit der zunehmenden Ausrichtung der Wirtschaft auf Rüstungsbelange sind räumlich-konzentrierte Siedlungsstrukturen erforderlich, die sich nur in und am Rande großstädtischer Ballungsgebiete befinden. Der Phase des ideologischen Kampfes gegen die Großstadt bis ca. 1936 folgte eine Phase der Anpassung an ökonomische und räumliche strukturell industriell-kapitalistische »Sachzwänge«.<sup>71</sup> Die reaktionären Idylle der Blut- und Boden-Romantiker hatten mit der Realität hochindustrialisierter Rüstungsproduktion wenig gemein. Siedlerfreuden, Siedlerglück, Schönheit des Siedelns und Siedlergemeinschaft auf dem Lande bleiben wenigen

<sup>66</sup> H. Weigmann, *Raumpolitik als Wissenschaft*, in: *Raumforschung und Raumordnung*, 1939, Heft 3, S. 103.

<sup>67</sup> Vgl. G. Feder, *Die neue Stadt*, Berlin 1939, wo »Neue Städte« mit 20 000 E. vorgeschlagen werden. Hierzu: D. Schubert, *Gottfried Feder – vom NSDAP Parteiprogrammatiker zum nationalsozialistischen Stadtplanungstheoretiker*, Hamburg-Harburg 1985.

<sup>68</sup> »Tessenow über Handwerk und Kleinstadt« ist ein extra Kapitel gewidmet in: W. Lindner / E. Böckler, *Die Stadt, Ihre Pflege und Gestaltung*, München 1939.

<sup>69</sup> Ebda., S. 11, 12. Vgl. auch den 2. Band Hrsg. W. Lindner / E. Kulke / F. Gutschmiedl, *Das Dorf, Seine Pflege und Gestaltung*, München 1938, wo die »Verstädterung des ländlichen Bauens« beklagt wird.

<sup>70</sup> F. Wächtler (Hrsg.), *Die neue Heimat, Vom Werden nationalsozialistischer Kulturlandschaft*, München 1940.

<sup>71</sup> Vgl. J. R. Mullin, *The impact of National Socialist Policies Upon Local City Planning in Pre-war Germany (1933–1939). The Rhetoric and the Reality*, in: *APA Journal* Jan. 1981, S. 35 ff. und M. Walz, *Gegenbilder zur Großstadt*, in: *Stadtbauwelt* 65/1980, S. 59 ff.

rassisch einwandfreien Stamarbeitern vorbehalten, zumal die politischen Maßnahmen gegen die Landflucht, wie Landhilfe, Landjahr, Arbeitsdienst und das Reichserbhofgesetz, sich in Folge besserer Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten in den Ballungszentren als unzulänglich erwiesen.<sup>72</sup>

Zwar zieht sich das ideologische Primat der Großstadtfeindschaft weiter durch Literatur und Stadtplanerpublikationen, in der Praxis ging es aber eher um die Gliederung, Auflockerung und Dezentralisierung der Großstadt. Im Rahmen von Vorarbeiten zur Aufstellung eines Generalbebauungsplanes in Hamburg 1940 schreibt Hamburgs »Chefplaner«, »Der Architekt des Elbufers« K. Gutschow: »Die meisten Entwürfe für Stadterweiterungen von Großstädten kranken auch heute noch am Fehlen eines organischen Wachstumsprinzips.« Nach Gutschow sollte an die Stelle gestaltloser Ausbreitung ... »ein zellenmäßiger Aufbau treten. Als eine solche natürliche Wachstumszelle wird die politische Ortsgruppe betrachtet ... Damit ist »eine solche Gemeinschaftssiedlung in Ortsgruppengröße ... als Siedlungseinheit und Wachstumsprinzip der idealen ›Stadtlandschaft‹ zu betrachten. ... Sie erstrebt also die Ausschaltung aller Gesichtspunkte, die bisher gegen die Großstadt geltend gemacht wurden und zu einer ausgesprochenen großstadtfeindlichen Einstellung weiter Kreise geführt haben.«<sup>73</sup>

Ähnlich argumentiert Culemann: »Die Gestaltung der Siedlungsmasse durch den Städtebau und die Gestaltung der Masse des Volkes durch die Partei sind gleichlaufende und verwandte Aufgaben. Und die beste Methode, nach der die Masse zu gestalten ist, ist notwendig die gleiche für die Zuordnung von Menschen in der Politischen Organisation der Partei.« Die Unterteilung hat damit der Stufenfolge von Hausgruppe, Block, Zelle, Ortsgruppe, Kreis und Gau zu folgen. »Zweckmäßig für die Arbeit der Partei ist also, wenn den Hoheitsbereichen, die der Bewältigung der Führungsarbeit dienen, Bereiche im städtischen Siedlungsprogramm gleichlaufen.«<sup>74</sup>

Die Geschichte der Großstadtfeindschaft endet keineswegs mit dem Ende des Nationalsozialismus, im Gegenteil, sie beginnt wieder neu. Der einflußreiche neoliberale Wirtschaftstheoretiker W. Röpcke, einer der Väter der sozialen Marktwirtschaft, schreibt 1950, daß es um Maßnahmen geht, »die die Verwurzelung der heutigen Großstadt- und Industrienomaden begünstigen. Es ist anzustreben, das Proletariat im Sinne einer freien

<sup>72</sup> Vgl. E. Hatesaul, Maßnahmen gegen die Stadtflucht, in: Raumforschung und Raumordnung 1938, Heft 8, S. 341ff.

<sup>73</sup> Staatsarchiv Hamburg (StAHH) Nachlaß K. Gutschow A 42; zum Kontext: D. Schubert, Ein neues Hamburg entsteht, Planungen in der Führerstadt Hamburg zwischen 1933–1945, in: H. Frank (Hrsg.), Faschistische Architekturen, Pläne und Bauen in Europa 1930–1950, Hamburg 1985.

<sup>74</sup> C. Culemann, Die Gestaltung der städtischen Siedlungsmasse, in: Raumforschung und Raumordnung 3/4 1941, S. 123. Culemanns Vorschlag wird 1956 neu aufgelegt, nun nach Schulbezirken gegliedert, aber nicht einmal das für »Wehrmachtsanlagen« vorgesehene Areal wird geändert. Vgl. C. Culemann, Funktion und Form in der Stadtgestaltung, Bremen-Horn 1956.

Klasse von Beziehern kurzfristigen Lohneinkommens zu beseitigen und eine neue Klasse von Arbeitern zu schaffen, sie durch Eigentum, Reserven, Einbettung in Natur und Gemeinschaft, Mitverantwortung und ihren Sinn in sich selbst tragende Arbeit zu vollwertigen Bürgern einer Gesellschaft freier Menschen zu machen.«<sup>75</sup> Nach Röpcke ist der »Abbau der pathologischen Großstadt eines der wichtigsten Ziele der Gesellschaftsreform«.

Auch in neueren und neuesten Publikationen von Stadtplanern werden die alten längst widerlegten Argumente gegen die Großstadt wiederholt. So schreibt J. Umlauf, der noch 1941 Vorschläge zur Stadtplanung in den neuen deutschen Ostgebieten (Polen) unterbreitet hatte, 1951 in einem Beitrag über das »Wesen der Stadt und der Stadtplanung«: »Die Städte sind gleichsam das männliche Element im Leben der Völker und Kulturen, schöpferisch, über die Natur hinausstrebend, zeugend, aber auch verzehrend. Das Land, aus dem sie wachsen, ist dagegen das weibliche Element, ernährend, bewahrend, naturhaft, gebärend und immer wieder verjüngend.«<sup>76</sup> Ähnlich argumentiert E. Kühn: »Der Stadt wohnt ein männliches Prinzip inne; die Natur könnte man mit einigen Vorbehalten dem Weiblichen zuordnen. Die Frau ergänzt die Stadt, wie die Natur sie ergänzt, sie ist auch ebenso gefährdet.«<sup>77</sup>

Wenn sich Beiträge aus der Disziplin Architektur-Stadtplanung bemühen, exakt zu zitieren, was bis heute noch relativ unüblich ist, so fehlen nur selten großstadtfeindliche Zitate von Riehl, über Ammon bis Spengler und Burgdörfer.<sup>78</sup>

H. Tessenow schreibt in einem 1961 posthum erschienenen Spätwerk: »Das Unseßhafte, das Unseßhaft-Reisige, das Großstädtische und Revolutionäre ist zutiefst das gleiche« und »alle geschichtlichen großstädtischen Kulturen endeten betont revolutionär und katastrophal, und das Erbe, das sie hinterließen, war immer eine gespenstische Kulturwüste.«<sup>79</sup> H. B. Reichow, einer der bekanntesten Stadtplaner der Nachkriegszeit schreibt 1948: »Erst wenn wir auch der Großstadt als einer bisher geradezu lebensfeindlichen und amorphen Steinwüste wieder ›organisches‹, in der Vollendung sich selbst steuerndes Leben einhauchen, dient unser Gedanke einer wahrhaft lebendigen ›Stadtbaukunst‹, schafft er einem biologisch gesunden Großstadtleben das ihm gemäße organische Gehäuse« ... »Die Biologie der kleineren, noch naturnahe lebenden Gemeinschaftsorganismen gibt uns weitere Fingerzeige für die biologische Reorganisation des Großstadtle-

<sup>75</sup> W. Röpcke, Gegen die Brandung, Erlenbach – Zürich und Stuttgart 1959 (zuerst 1950).

<sup>76</sup> J. Umlauf, Vom Wesen der Stadt und Stadtplanung, Düsseldorf 1951, S. 11.

<sup>77</sup> E. Kühn, Kind, Frau und Alter in der Stadt, in: P. Vogler / E. Kühn (Hrsg.), Medizin und Städtebau, München / Berlin / Wien 1957, Bd. I, S. 696.

<sup>78</sup> J. Umlauf (s. A 76), ebenso: J. Göderitz / R. Rainer / H. Hoffmann, Die gegliederte und aufgelockerte Stadt, Tübingen 1957, wie bei H. B. Reichow, Organische Stadtbaukunst, Braunschweig 1948.

<sup>79</sup> H. Tessenow, Die kleine und die große Stadt, München 1961, S. 91/22.

bens.«<sup>80</sup> Die angeblich neue Idee der »Nachbarschaftseinheiten«,<sup>81</sup> der »zellartige Aufbau« nach direkt aus der Natur entlehnten Vorbildern, die »organische Gestaltung« und die Ziele der Gesundung der Stadt, gehen alle aus von den angeblich negativen Folgen der Großstadt.

Ähnlich wird in dem 1957 erschienenen Standardwerk »Medizin und Städtebau« argumentiert. Auch hier wird von der »Verderbtheit des Stadtlebens«<sup>82</sup> ausgegangen und um die Großstadt zu retten, wird die soziale und volksbiologische Folgerung gezogen, die Großstadt zu gliedern und aufzulockern. Die Aufspaltung der »Stadt in dorfartige Nachbarschaften« und die »Auflösung der Stadt wird angestrebt«.<sup>83</sup> Ähnlich argumentiert J. Göderitz: »Gelingt es, sie (die Großstadt) genügend aufzulockern und zu gliedern, so kann man ihre Vorzüge mit denen eines gesunden kleinstädtischen und ländlichen Lebens verbinden.«<sup>84</sup>

War der direkte Bezug zu den nationalsozialistischen großstadtfeindlichen Stadtplanungsideen tabu, so bemühte man jetzt quasi entpolitisiert bei den gleichen Gliederungskonzepten die Natur als Vorbild. Schützenhilfe gab es aus den USA, wo A. Perry schon in den Endzwanzigern ein »Nachbarschaftskonzept«<sup>85</sup> entwickelt hatte und von dem bekannten Architekten F. L. Wright, beide nationalsozialistischer Tendenzen unverdächtig und daher um so häufiger rezipiert. Wright strebte eine »organische Einfachheit« an, wollte seine Stadt »Weitland« nennen, die »Natur wurde ihm zur Bibel« und für ihn war »die Stadt immer noch ein Brudermörder«.<sup>86</sup> Die Nachbarschaftsidee, zentrales städtebauliches Leitbild, suggeriert eine Gleichheit im Reproduktionsbereich Wohnen, die die Ungleichheit im Produktionsprozeß verschleiert. Die Idee Nachbarschaft als romantisch verklärtes Abbild des Dorfes entspringt aber nicht zufällig der gleichen Quelle wie »Blut und Boden«, nämlich der Großstadtfeindschaft des 19. Jahrhunderts.<sup>87</sup>

Der Wohnungspolitiker Heusinger meinte gar durch den Abbau der Großstädte, »denn Großstädte sind stets die Herde der Revolutionen« eine »stille fruchtbare Revolution« durchführen zu können. In Heusingers »Siedlungs-Testament«, 1967 neu aufgelegt, geht

<sup>80</sup> H. B. Reichow, (s. A 78), S. 32.

<sup>81</sup> Vgl. E. Lehmann, Volksgemeinschaft aus Nachbarschaften, Prag / Berlin / Leipzig 1944.

<sup>82</sup> Hoesli, Zusammenfassung und Diskussion der Kritik an der Großstadt, in: P. Vogler / E. Kühn (Hrsg.) (s. A 77), S. 512.

<sup>83</sup> Ebda., S. 516 u. 513.

<sup>84</sup> J. Göderitz, Auflockerung und Gliederung der Großstadt, in: P. Vogler / E. Kühn (Hrsg.) (s. A 77), S. 532.

<sup>85</sup> A. Perry, The Neighborhood Unit, in: Regional Survey of New York and its Environs, Bd. 7, New York 1929. Vgl. zur Rezeption: H. Klages, Der Nachbarschaftsgedanke und die nachbarliche Wirklichkeit in der Großstadt, Köln – Opladen 1968.

<sup>86</sup> Vgl. F. L. Wright, Das natürliche Haus, München 1954, ders., Usonien, when democracy builds, Berlin 1950 (hier S. 79) und ders., Ein Testament, München 1959, hier S. 21 u. 61.

<sup>87</sup> Vgl. J. Rudolph, Die ideologisierte Nachbarschaft, in: Monat 186 (1964), S. 20.

es um »allgemeingültige Normen« mit »Vorstellungen über das Wohnen für den Städtebau und die Raumordnung«, die »im wesentlichen unumstößlich sind«. Der »Vermassung des Volkes« ist vorzubeugen, dazu sei »das Klein-Eigenheim mit festen in den Städten wieder zu führenden deutschen Wohn- und Lebensform zu erstreben, eine stille, aber ungeheuer wirksame Revolution der Gesellschaftsverfassung und auch eine neue gleichartige Schicht, nämlich der Grundeigentümer und Gärtner, eine echte Gemeinschaft herbeizuführen«.<sup>88</sup> Großstadtfeindliche Vorurteile werden von den unterschiedlichsten Fachdisziplinen nachgebetet. Bei Theologen ist von »zwölf Einsamkeiten der Großstadt« die Rede, bei Gartenarchitekten wird die Großstadt immer noch als »Inbegriff der Sünde« verstanden, Rechtsphilosophen beklagen »Unrecht und Unglück der Monsterstädte« und Ärzte bemühen gar den »Dämon Stadt«,<sup>89</sup> um nur einige Beispiele zu nennen.

Mit der Phase der Stadtplanung, die dem Konzept »Urbanität durch Dichte« folgte, ab Mitte der sechziger Jahre, schien die Großstadtfeindschaft endgültig überwunden. Noch ist offen, ob die neuere Renaissance der Großstadtfeindlichkeit bewußt an die alten Vorbilder anknüpft, oder ob es sich nicht eher um die Hilflosigkeit von Architekten und Planern handelt, die rückwärts gerichtete »bewährte« stadtplanerische Vorbilder wie den »Dorfanger« aus der angeblich heilen Welt des 19. Jahrhunderts bemühen. Wenn man aus der Geschichte der Großstadtkritik und Agrarromantik, die fast immer mit konservativen restaurativen Leitbildern verbunden war, lernen will, so kann es nicht darum gehen, die Stadt mit ihren angeblichen Nachteilen abzuschaffen, sondern nur dann sie nach ökologisch fundierten Kriterien umzugestalten. Gefühlsmäßige Ablehnungen der Großstadt und diffuse gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen taugen nicht als stadtplanerische Leitbilder.

<sup>88</sup> A. v. Heusinger, Die Notwendigkeit einer städtischen Bodenreform und das Einfamilienhausssystem (Hrsg. Dr. Schnell) Oldenburg 1950, Neuauflage 1967, S. IV, 15, 20.

<sup>89</sup> Vgl. G. v. Schlippe, Die Einsamen und Verlassenen, Seelsorge in der Großstadt, Hamburg 1971; K. H. Rücke, Städtebau und Gartenkunst, Hamburg 1963, I. Tammelo, Unrecht und Unglück der Monsterstädte, in: G. K. Kaltenbrunner, Adieu ihr Städte, Die Sehnsucht nach einer wohnlicheren Welt. Freiburg, Basel, Wien 1977 und K. Ganger, Dämon Stadt, Ein anthropologisch-ärztlicher Beitrag zum Zeitgeschehen, Düsseldorf 1957.

Andreas Mielck

## Wird der Stadtbewohner durch die Dichte in der Stadt beeinflusst?

Ein neuer Ansatz zu einer umstrittenen Frage<sup>1</sup>

Jeder, der längere Zeit in einem Dorf und in einer Großstadt gelebt hat, wird über die Unterschiedlichkeit dieser beiden Lebensbereiche viel zu erzählen wissen. Am augenfälligsten sind die äußeren Merkmale wie z. B. die Einwohnerzahl und die Bebauungsdichte. Vielleicht hat er zusätzlich die Erfahrung gemacht, daß auch die Menschen »anders« sind.

Es ist gewiß nicht gleichgültig für das Wohlbefinden und die Entwicklung eines Menschen, ob er in einer mehr dörflichen oder einer mehr großstädtischen Umgebung lebt. Es wurde daher schon viel Forschungsarbeit auf die Frage verwandt, ob und wie die städtische Umwelt den Stadtbewohner beeinflusst.

Als verursachende Variable wird dabei z. B. die Einwohnerzahl angesehen. Es wird u. a. die Hypothese aufgestellt, daß eine Zunahme der Einwohnerzahl zu einer erhöhten Bereitschaft führt, kriminelle Delikte auszuüben. In der Tat konnte dieser Zusammenhang immer wieder statistisch belegt werden.<sup>2</sup> Alle diese Untersuchungen weisen jedoch einen schwerwiegenden Mangel auf: Sie können nicht erklären, *warum* eine Erhöhung der Einwohnerzahl zu einer Erhöhung der Kriminalitätsraten führt.

Rein statistisch kann z. B. auch die folgende These »bestätigt« werden: Je größer die Nahrungsmittelproduktion auf der Erde ist, desto mehr Menschen sterben den Hungertod. Von einem direkten und/oder indirekten Effekt kann jedoch erst dann gesprochen werden, wenn mit Hilfe von empirischen Tatbeständen und theoretischen Annahmen (bei diesem Beispiel: überproportionales Wachstum der Erdbevölkerung, zunehmende Ungleichverteilung der Ressourcen etc.) begründet werden kann, warum die statistische Beziehung besteht.<sup>3</sup> Die rein statistischen Studien sind daher von nur geringem wissenschaftlichen Wert.

Neben der Einwohnerzahl wird vor allem die Dichte als Ursache für stadtspezifische Verhaltensweisen angesehen. Wissenschaftliche Untersuchungen der Effekte von Dichte begannen in den fünfziger Jahren und bezogen sich zunächst ausschließlich auf Tiere.

<sup>1</sup> Diese Untersuchung wurde vom Verfasser im Rahmen seiner Diplomarbeit durchgeführt.

<sup>2</sup> So z. B. bei M. B. Clinard, *The Relation of Urbanization and Urbanism to Criminal Behavior*, in: E. W. Burgess / D. J. Bogue (ed.), *Contributions to Urban Sociology*, Chicago / London 1964, S. 541–558. Bestätigt werden kann diese Aussage auch für die BRD (vgl.: Bundeskriminalamt [Hg.]: *Polizeiliche Kriminalstatistik 1976 der Bundesrepublik Deutschland*, Wiesbaden 1977).

<sup>3</sup> Diese notwendige kausale Begründung eines statistischen Zusammenhangs wird in den stadtsoziologischen Untersuchungen erstaunlich stark vernachlässigt. Eine positive Ausnahme ist z. B. O. D. Duncan, *Optimum Size of Cities*, in: P. K. Hatt / A. J. Reiss (ed.), *Reader in Urban Sociology*, Glencoe 1951, S. 759–772.

Bekannt geworden sind vor allem die Experimente von Calhoun mit Ratten. Er stellte bei zunehmender Populationsdichte gesteigertes soziales Fehlverhalten fest: zunehmende Aggressivität, zunehmend wahlloses Sexualverhalten, Nestzerstörung, häufigere Angriffe auf trüchtige Weibchen etc.<sup>4</sup>

Diese Ergebnisse, welche in Experimenten mit anderen Tieren eindeutig bestätigt wurden,<sup>5</sup> verleiten zu einer vorschnellen Übertragung auf den Menschen, insbesondere auf den Stadtbewohner. Die entsprechende Hypothese lautet: Je dichter die Menschen in einer Stadt zusammen wohnen, desto mehr »pathologische« Verhaltensweisen wie Kriminalität, Selbstmorde etc. treten auf.

Diese Hypothese wurde in zahlreichen empirischen Untersuchungen überprüft.<sup>6</sup> Die Ergebnisse sind jedoch sehr widersprüchlich. R. C. Schmitt bildet z. B. fünf verschiedene Dichtemaße für Honolulu. In den ersten beiden Untersuchungen findet er signifikante Beziehungen zwischen einem Maß der Einwohnerdichte und mehreren pathologischen Verhaltensweisen.<sup>7</sup> Bei einer dritten Untersuchung, welche im Aufbau weitgehend mit den ersten beiden übereinstimmt, kann diese eindeutige Beziehung jedoch nicht mehr nachgewiesen werden.<sup>8</sup> Galle, Gove and McPherson führten 1960 eine Untersuchung in Chicago durch. Sie kommen zu dem Ergebnis, daß zwischen der Einwohnerdichte und Merkmalen der sozialen Pathologie eine enge Korrelation besteht, welche jedoch nach Kontrolle der Variablen »soziale Schicht« und »Anteil Nichtweißer« wieder verschwindet.<sup>9</sup>

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Winsborough.<sup>10</sup> Nach Aufteilung der Einwohnerdichte in vier verschiedene Dichtemaße (Anzahl der Personen pro Wohnraum, Anzahl der Wohnräume pro Wohneinheit, Anzahl der Wohneinheiten pro Wohngebäude, Anzahl der Wohngebäude pro acre) ergeben sich aber wiederum positive Beziehungen, auch nach Kontrolle der Variablen »soziale Schicht« und »Anteil Nichtweißer«, wobei das Dichtemaß »Anzahl der Personen pro Wohnraum« die höchsten Korrelationen aufweist. Die

<sup>4</sup> Vgl. J. B. Calhoun, *Population Density and Social Pathology*, in: *Scientific American* 206 (1962), S. 139–148.

<sup>5</sup> Vgl. u. a. J. L. Freedmann, *The Effects of Population Density on Humans*, in: J. T. Fawcett, *Psychological Perspectives on Population*, New York 1973, S. 209–238.

<sup>6</sup> Zusammenfassende Darstellungen finden sich z. B. in: J. Friedrichs, *Stadtanalyse. Soziale und räumliche Organisation der Gesellschaft*, Reinbek 1977; A. R. Gillis, *Population and Social Pathology. The Case of Building Type, Social Allowance and Juvenile Delinquency*, in: *Social Forces* 53 (1974), S. 306–314; R. E. Mitchell, *Some Implications of High Density Housing*, in: *American Review* 36 (1971), S. 18–29.

<sup>7</sup> R. C. Schmitt, *Density, Health and Social Desorganisation*, in: *Journal of the American Institute of Planners* 32 (1966), S. 38–40.

<sup>8</sup> R. C. Schmitt / L. Y. S. Zane / S. Nishi, *Density. Health and Social Desorganisation Revisited*, in: *Journal of the American Institute of Planners* 44 (1978), S. 209–210.

<sup>9</sup> O. R. Galle / W. R. Gove / J. M. McPherson, *Population Density and Pathology. What are the Relations for Man?* In: R. H. Moos / P. M. Insel (ed.), *Issues in Social Ecology*, Palo Alto 1974, S. 136–153.

<sup>10</sup> Vgl. Freedmann 1973 (s. A 5), S. 220f.

Hoffnung, mit der »internen Dichte« (Anzahl der Personen pro Wohnraum) ein aussagekräftiges Dichtemaß zur Verfügung zu haben, wurde jedoch enttäuscht: Gillis kommt in einer Folgestudie zu dem Ergebnis, daß nicht die interne Dichte, sondern das Dichtemaß »Anzahl der Personen pro Wohngebäude« einen »Nettoeffekt« besitzt.<sup>11</sup> Eine vergleichbare Untersuchung von Friedrichs ergibt schließlich, daß keines der vier Dichtemaße von Galle, Gove and McPherson einen »Nettoeffekt« ausübt.<sup>12</sup>

Man könnte aus diesen Ergebnissen schließen, daß zwar Tiere, nicht aber Menschen bzw. Stadtbewohner durch Dichte eindeutig beeinflußt werden. Vorher muß jedoch einem anderen Verdacht nachgegangen werden. Es kann sein, daß sich bei den untersuchten Stadtbewohnern eine Vielzahl von positiven und negativen Einflüssen überlagern. So lange nicht alle diese möglichen Einflußfaktoren berücksichtigt werden, können keine klaren Beziehungen zwischen Dichte einerseits und pathologischen Verhaltensweisen andererseits festgestellt werden. Eine Möglichkeit, diesen Verdacht näher zu überprüfen, bieten experimentelle Untersuchungen mit Menschen bei unterschiedlicher Dichte. Hierbei können »störende« Einflußfaktoren weitgehend ausgeschlossen und damit direkte Effekte der Dichte erhalten werden. Die Ergebnisse dieser Experimente zeigen zweifelsfrei, daß der Mensch auf eine Zunahme der Dichte mit einer zunehmenden Aggressivität reagiert.<sup>13</sup>

Der Stadtsoziologe befindet sich jetzt in einer wenig beneidenswerten Lage: Auf der einen Seite steht die Erkenntnis, daß der Mensch durch hohe Dichte negativ beeinflußt wird; auf der anderen Seite steht das Unvermögen, diese Erkenntnis auf stadtspezifische Probleme anzuwenden. Auf der Suche nach einem Ausweg aus diesem Dilemma muß er sich fragen, was er denn bisher überhaupt genau auf Stadtebene gemessen hat. Welche theoretischen Annahmen liegen den Untersuchungen auf Stadtebene zugrunde? Wie sind die Auswirkungen von Dichte erklärbar? Ist die Auswahl der unabhängigen und der abhängigen Variablen verkehrt?

Eine nähere Überprüfung dieser Fragen offenbart erneut einen bemerkenswerten Mangel fast aller empirischen Untersuchungen auf Stadtebene: Ähnlich wie bei den Studien über die Auswirkungen der Einwohnerzahl erklären sie nicht, warum die unabhängigen Variablen einen Einfluß auf die abhängigen Variablen haben sollen. Offenbar geistern unausgesprochene Hypothesen durch die Köpfe der Stadtsoziologen.

Fragen wir also zunächst, warum Dichte überhaupt einen Effekt auf Menschen ausüben kann.<sup>14</sup> Eine durch ihre Anschaulichkeit bestechende Erklärung bietet der »Personal

<sup>11</sup> Vgl. Gillis 1974 (s. A 6).

<sup>12</sup> J. Friedrichs, *The Analysis of Density Effects*. Unv. Manuskript von 1977. – Auch die mit Hilfe von Interviews durchgeführten Untersuchungen bringen nicht mehr Klarheit, vgl. z. B. Mitchell 1971 (s. A 6).

<sup>13</sup> K. Kälén, *Populationsdichte und soziales Verhalten*, Bern / Frankfurt a. M. 1972.

<sup>14</sup> In einer Zusammenfassung früherer Arbeiten unterscheidet Stokols zwischen den drei verschiedenen Erklärungs-Ansätzen Ökologie, »Personal Space« und »Stimulus Overload«. Der Ökologie-Ansatz vergleicht die Zahl der zur Verfügung stehenden Rollen in einer sozialen Situation mit der Zahl der Menschen; er spricht daher der Dichte eher die Bedeutung ab. Die beiden anderen Ansätze

Space«-Ansatz. Er geht davon aus, daß Tiere und Menschen einen bestimmten Raum um sich herum als ihr Territorium betrachten, dessen Verletzung durch die Gegenwart anderer Individuen als unangenehm oder bedrohlich empfunden wird. Hohe Dichte kann zu einer unvermeidlichen Grenzverletzung des Territoriums führen, so daß territoriale Kämpfe in Form von Aggressionen erfolgen. Bei Tieren ist dieses territoriale Verhalten verhältnismäßig einfach mit der notwendigen Sicherung der Behausung, des Nachwuchses und der Nahrungsquellen begründbar. Der Mensch muß jedoch in der Regel nicht befürchten, daß ein anderer Mensch in seiner Nähe seine Behausung zerstört, seinen Nachwuchs tötet oder seine Nahrungsquellen verbraucht. Es bleibt also die Frage, warum der Mensch territoriales Verhalten besitzt.

Dieser »Personal Space«-Ansatz ist sehr populär, er bringt uns aber offenbar nicht viel weiter. Eine weitergehende Erklärung der Dichteeffekte bietet dagegen der »Stimulus Overload«-Ansatz. Er beruht darauf, daß der Mensch die Umwelt über die durch die Umwelt produzierten Nervenreize (Stimuli) wahrnimmt. Mit Hilfe der fünf Sinnesorgane kann er die Informationen der Umwelt aufnehmen und an das Nervensystem weiterleiten. Bei zunehmender Dichte steigt auch die Anzahl der Nervenreize, eventuell über ein als angenehm empfundenen Maß hinaus.

Diese etwas abstrakten Ausführungen können am Beispiel der städtischen Umwelt konkretisiert werden: Wenn ich in meiner Wohnung mit mehreren Menschen eng zusammenleben muß, die Nachbarn durch die Wände höre, im Treppenhaus immer wieder fremde Menschen treffe und den Straßenlärm im Wohnzimmer habe, dann bin ich nervlich überbelastet, ich brauche Ruhe.<sup>15</sup> Der Zusammenhang zwischen nervlicher Überbelastung und der Notwendigkeit von Erholungsphasen wird detailliert in der Streßforschung untersucht.<sup>16</sup> Unter »Streß« kann die Reaktion eines Organismus auf einen Nervenreiz verstanden werden. Da ein Zustand ohne jeglichen Nervenreiz für einen lebenden Organismus nicht möglich ist, ist auch ein streßloser Zustand nicht möglich, er wäre gleichbedeutend mit Tod.<sup>17</sup> Streß ist also nicht etwas grundlegend Negatives, sondern im Gegenteil die unabdingbare Voraussetzung für Leben.

werden oben ausführlicher dargestellt: D. Stokols, *The Experience of Crowding in Primary and Secondary Environments*, in: *Environment and Behavior* 8 (1976), S. 29–86.

<sup>15</sup> Der »Personal Space«-Ansatz und der »Stimulus Overload«-Ansatz überschneiden sich inhaltlich. Es kann argumentiert werden, daß bei hoher Dichte die nahestehenden Individuen eine zu große Stimulierung verursachen. Damit könnte der »Personal Space« als der Raum definiert werden, welcher das Bedürfnis nach einer – individuell und situativ unterschiedlich starken – optimalen Stimulierung ausdrückt. Dem »Personal Space«-Ansatz soll somit hier nicht die Bedeutung abgesprochen werden, er wird jedoch durch den »Stimulus Overload«-Ansatz in einen psychologisch begründbaren Zusammenhang gestellt.

<sup>16</sup> Vgl. u. a. E. Englert, *Die Entwicklung des Stressbegriffes*. Inaugural Dissertation, Bad Neustadt 1973; H. Selye, *Stress beherrscht unser Leben*, Düsseldorf 1957; F. Vester, *Phänomen Stress*, Gütersloh 1976.

<sup>17</sup> H. G. Wolff, *Stress and Disease*, Springfield 1968, S. 4.

Ganz allgemein ausgedrückt bewirkt jeder Umweltreiz eine – mehr oder weniger starke – Aktivierung des Organismus. Diese Reaktion kann anschaulich beschrieben werden als die Abwehr einer konkreten äußeren Bedrohung, wie sie beispielsweise durch ein angreifendes Tier entstehen kann. Über das vegetative und das hormonelle System werden alle Reserven des Organismus zur Abwehr der äußeren Bedrohung durch Flucht oder Kampf mobilisiert: die Atmung wird tiefer (vermehrte Aufnahme von Sauerstoff), die Frequenz und Stärke des Herzschlages wächst an (u. a. Verbesserung der Sauerstoffversorgung), Zucker- und Fettreserven werden freigesetzt (Bereitstellung von Brennstoff für die Muskeln) etc.<sup>18</sup>

Nun wird der Mensch nicht ständig von einem angreifenden Tier bedroht, er reagiert jedoch auf jeden (!) Umweltreiz in annähernd der gleichen Weise. Jede wahrgenommene Information der Umwelt führt zu einer Aktivierung der Drüsen-, Kreislauf- und Stoffwechselfunktionen. Entscheidend ist die Stärke der Aktivierung. Ein normales, als angenehm empfundenes Maß der Aktivierung entspricht der Einwirkung eines bestimmten optimalen Maßes von Stressoren (Faktoren der Umwelt, die Nervenreize produzieren).<sup>19</sup> Wird der Mensch durch zu viele und/oder zu starke Stressoren über dieses optimale Maß hinaus aktiviert, braucht er Phasen der Erholung zur Normalisierung der Körperfunktionen. Wenn diese Phasen fehlen, wenn sich der Mensch also in einem »Daueralarm« befindet, sind physische und psychische Schädigungen unvermeidbar.

Die Streßforschung faßt diese Schädigungen unter dem Begriff »Adaptionskrankheiten« zusammen; bekannt sind vor allem Aggressivität, Magen- und Darmgeschwüre, Bluthochdruck und Herzinfarkt.<sup>20</sup> Gut nachgewiesen ist auch die Beziehung, daß zu starker Streß das Immunsystem erheblich beeinträchtigt und damit die Erkrankungswahrscheinlichkeit insgesamt erhöht.<sup>21</sup>

Kommen wir zurück zu dem Stadtsoziologen. Ihm steht jetzt das folgende Erklärungsmodell zur Verfügung:

#### Modell 1



<sup>18</sup> Vgl. I. Gray, *Angst und Stress*, München 1971. *Vester* 1976 (s. A 16).

<sup>19</sup> Selye geht davon aus, daß eine zu geringe ebenso wie eine zu starke Einwirkung von Stressoren gleichermaßen zu einer Abweichung von dem optimalen Zustand in Richtung auf eine zu starke Aktivierung führt, vgl. u. a. L. Levi, *Psychological Stress and Disease. A Conception Model*, in: E. K. E. Gunderson, R. H. Rahe (ed.), *Life Stress and Illness*, Springfield 1974, S. 8–33.

<sup>20</sup> Gray 1971 (s. A 18). G. Jung-Hülsing, »Streß«, insbesondere Sozialstreß, bei der Auslösung des Herzinfarktes, in: *Therapiewoche* 43 (1972), S. 3702–3713; H. Schäfer / M. Blohmke, *Herzkrank durch psychosozialen Streß*, Heidelberg 1972; Selye 1957 (s. A 16); *Vester* 1976 (s. A 16).

<sup>21</sup> Vgl. H. Stickl, *Der Einfluß der städtischen Umwelt auf das Immunsystem des Menschen*, in: *Laufener Seminarbeiträge 1/1982 der Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege*, S. 54–62.

Die Beziehungen zwischen »Stadtdichte« und »Pathologien« sind nicht – wie früher angenommen – direkt, sondern erst durch Einfügung der intervenierenden Variablen »Stressorenbelastung« zu begründen.<sup>22</sup>

Diese streßtheoretische Erklärung führt zu ganz neuen Möglichkeiten bei der Analyse der Beeinflussung des Stadtbewohners durch die städtische Umwelt. Neben der Dichte sind viele weitere Ursachen einer nervlichen Belastung auf Stadtebene denkbar (Lärm, Abgase etc.), welche sich insgesamt zu einer nervlichen Überbelastung verdichten können. Die Beschränkung auf Dichte kann aufgehoben werden. Es wäre ideal, könnten alle möglichen Stressoren der städtischen Umwelt erfaßt und in ihrer streßauslösenden Wirkung gemessen werden. Dann wäre die physische und psychische Beeinflussung des Stadtbewohners durch die städtische Umwelt umfassend darstellbar. Dies muß jedoch ein Fernziel bleiben; die städtische Umwelt ist viel zu komplex und zu wenige Stressoren wurden bisher eingehend untersucht.<sup>23</sup>

Ein wichtiger Teilbereich ist allerdings wie oben beschrieben als Stressor bekannt, die Dichte.<sup>24</sup> Es soll daher im folgenden dargestellt werden, wie unter Berücksichtigung des streßtheoretischen Ansatzes eine Dichtestudie auf Stadtebene durchgeführt werden kann. Aus der Vielzahl der verschiedenen Dichtemaße auf Stadtebene<sup>25</sup> werden nur diejenigen benötigt, welche eine Stressorenbelastung ausdrücken können. Auf unterschiedlichen Flächen ist z. B. auch ein unterschiedliches Stressoren-Niveau vorhanden. Bebaute Flächen und Verkehrsflächen sind aller Wahrscheinlichkeit nach stressorenreich,<sup>26</sup> während Grün-

<sup>22</sup> Stokols schlägt eine weithin akzeptierte Unterscheidung zwischen Dichte (density) als objektive räumliche Voraussetzung und Engeerlebnis (crowding) als subjektive psychische Erfahrung einer unangenehmen Dichte vor. Auch hier wird die individuelle Wahrnehmung betont ähnlich wie bei der Stressorenbelastung.

<sup>23</sup> Vgl. L. Nestmann, Überlegungen zum Komplex des Streß in Großstädten. Ein Beitrag zur medizinischen Ökologie und zur »Ökologie des Geistes«, in: *Laufener Seminarbeiträge 1/1982 der Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege*, S. 18.

<sup>24</sup> Vgl. auch D. A. D'Atri, *Psychological Response to Crowding*, in: *Environment and Behavior* 7 (1975), S. 237–252. Auch Lärm ist als Stressor gut erforscht, jedoch auf Stadtebene kaum meßbar, vgl. G. Baldus, *Die Auswirkungen des Lärms auf den menschlichen Organismus*, in: *Lärmbekämpfung. Ein zentrales Problem der Arbeitswelt*, Frankfurt a. M. 1973, S. 9–17; V. I. Küpper / R. Wolf, *Umweltschutz in Raumforschung und Raumordnung*, in: *Mitteilungen aus dem Institut für Raumordnung* 79 (1973).

<sup>25</sup> Vgl. K. Borchard, *Städtebauliche Orientierungswerte*. In: *Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung*, Hannover 1970, S. 3181–3202.

<sup>26</sup> Straßenflächen haben z. B. durchschnittlich ein hohes Lärm-Niveau. An dem Beispiel der bebauten Fläche wird der Stellenwert dieser Arbeit besonders deutlich: Der negative Effekt einer sehr dichten Bebauung auf das Wohlbefinden der Stadtbewohner wird in der soziologischen Stadtforschung nicht angezweifelt; theoretisch erklärt wird dieser Zusammenhang jedoch so gut wie nie. Vgl. z. B. *Institut für Landes- und Entwicklungsplanung des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Freiraumplanung. Sozioökonomischer Teil*, Basel 1975.

und Wasserflächen<sup>27</sup> als Räume des »Antistreß«<sup>28</sup> dagegen relativ stressorenarm sind. Die Dichtemaße (1) bebaute Fläche pro Stadtfläche, (2) Verkehrsfläche pro Stadtfläche, (3) Einwohner pro Grünfläche und (4) Einwohner pro Wasserfläche können daher eine Stressorenbelastung ausdrücken.<sup>29</sup>

Die Unterteilung in verschiedenartige Flächen geht mit der Auffassung einher, daß die gesamte Stadtfläche als Grundlage für ein Dichtemaß zu undifferenziert ist.<sup>30</sup> Dennoch soll (5) die Einwohnerdichte als unabhängige Variable mit einbezogen werden, um erstens zu prüfen, ob diese theoretischen Annahmen auch empirisch bestätigt werden können, und da zweitens in ähnlichen empirischen Untersuchungen die Einwohnerdichte immer wieder als unabhängige Variable erscheint. Aus den gleichen Gründen soll ebenfalls (6) die Einwohnerzahl als unabhängige Variable untersucht werden, obwohl sie m. E. die Belastung kaum erfassen kann.

Als weitere unabhängige Variable soll (7) die Anzahl der Wohnräume pro Wohnbevölkerung berücksichtigt werden.<sup>31</sup> Ein eigener Wohnraum, in dem man allein sein kann, bietet die Möglichkeit, viele Stressoren »vor der Tür« zu lassen. Als abhängige Variablen werden die Adaptionskrankheiten verwendet. Wenn davon ausgegangen wird, daß die oben genannten unabhängigen Variablen eine Stressorenbelastung ausdrücken, dann folgt daraus im Sinne der Streß-Theorie, daß eine stärkere Konfrontation mit ihnen zu einer erhöhten Anfälligkeit gegenüber den Adaptionskrankheiten führen muß.<sup>32</sup> Bei den psychischen Adaptionskrankheiten konnte die Aggressivität lediglich über die Kriminalitätsstatistiken erfaßt werden. Selbstverständlich führt nur ein Bruchteil der Aggressivität zu kriminellen Delikten, abhängig von einer Vielzahl intervenierender Variablen. So kann die Kriminalität nur als die »Spitze eines Eisberges« angesehen werden.<sup>33</sup>

Als Quelle für die physischen Adaptionskrankheiten bieten sich die Todesursachenstatistiken an.

Die folgenden abhängigen Variablen werden verwendet (berechnet jeweils pro Einwoh-

<sup>27</sup> Wasserflächen abzüglich der Hafengebiete.

<sup>28</sup> Nestmann, 1982 (s. A. 23), S. 16.

<sup>29</sup> Die unabhängigen Variablen werden so skaliert, daß eine Vergrößerung der Werte immer eine Vergrößerung der Belastung bedeuten soll. Aus diesem Grund ist die Bildung eines Quotienten zwischen stressorenenreichen Flächen und der Einwohnerzahl nicht sinnvoll.

<sup>30</sup> Die hier nicht berücksichtigten Stadtflächen (landwirtschaftliche Flächen, Forsten, sonstige Flächen) machen für alle Städte mit mehr als 20 000 Einwohnern ca. 75% (!) der gesamten Stadtfläche aus.

<sup>31</sup> Vgl. hierzu auch die Ergebnisse von I. Friedrichs, Mensch und bauliche Umwelt aus der Sicht des Soziologen, in: Bundeskriminalamt (Hrsg.), Städtebau und Kriminalität, Wiesbaden 1979. Galle, Gove and McPherson 1974 (s. A. 9); Gillis 1974 (s. A. 6).

<sup>32</sup> Die Gefahr eines ökologischen Fehlschlusses ist m. E. gering; vgl. H. J. Hummel, Probleme der Mehrebenenanalyse, Stuttgart 1972, S. 65 ff.

<sup>33</sup> L. Berkowitz, Aggression. A Social Psychological Analysis, Toronto / London / San Francisco 1962, S. 326.

nerzahl): (1) Straftaten gegen das Leben, (2) Sexualdelikte, (3) Roheitsdelikte und Straftaten gegen die persönliche Freiheit, (4) Körperverletzungen, (5) Diebstähle, (6) Diebstähle aus/von Automaten und Kiosken, (7) Vorsätzliche Brandstiftungen, (8) Beleidigungen, (9) Sachbeschädigungen, (10) Rauschgiftdelikte, (11) Widerstände gegen die Staatsgewalt, (12) Tatverdächtige bis 18 Jahre, (13) Todesfälle durch Krankheiten des Kreislaufsystems, (14) Todesfälle durch Herzinfarkt, (15) Todesfälle durch Krankheiten der Verdauungsorgane, (16) Todesfälle durch Krebs und (17) Todesfälle durch Krankheiten des Nervensystems.

Bevor jetzt die Hypothesen formuliert werden können, muß noch eine wichtige Randbedingung als erfüllt vorausgesetzt werden: Die Stadtbewohner sind allgemein einer Stressorenüberbelastung ausgesetzt,<sup>34</sup> so daß eine Vergrößerung der Belastung gesundheitsschädigend wirkt. Die folgenden Hypothesen (zur Vereinfachung in den beiden Gruppen A und B zusammengefaßt) werden überprüft:

*Hypothesen A:* Je größer die bebaute Fläche pro Stadtfläche, die Verkehrsfläche pro Stadtfläche, die Einwohnerzahl pro Grünfläche, die Einwohnerzahl pro Wasserfläche oder die Einwohnerzahl pro Wohnräume sind, desto mehr Adaptionskrankheiten pro Einwohner treten auf.

*Hypothesen B:* Eine Erhöhung der Einwohnerzahl oder der Einwohnerdichte bewirken keine – oder nur eine geringe – Erhöhung der Adaptionskrankheiten pro Einwohner.

Die oben genannten unabhängigen und abhängigen Variablen wurden von dem Verfasser für die kreisfreien Städte in der BRD bezogen auf 1976 erhoben.<sup>35</sup>

Die Ergebnisse bei der Auswertung des Datenmaterials können hier nicht detailliert aufgeführt werden. Bei der Kriminalität wird daher zusammenfassend die abhängige Variable DELIKTE aus der Summe der einzelnen kriminellen Delikte gebildet. Eine grafische Darstellung der signifikanten »Nettoeffekte« zwischen den Variablen ergibt das folgende Bild:

Um das obige Modell (Version a) zu vereinfachen, wurden in einer zweiten Berechnung die unabhängigen Variablen Einwohnerzahl pro Wohnräume (RAEUME), Einwohnerzahl pro Grünfläche (GRUENFL) und Einwohnerzahl pro Wasserfläche (WASSERFL) unberücksichtigt gelassen (Version b) auf Grund der nicht vorhandenen oder nur geringen Effekte auf DELIKTE:

<sup>34</sup> Diese Annahme wird auch beispielsweise vertreten durch S. Milgram, The Experience of Living in Cities, in: Science 176 (1970), S. 1461–1468. Bei einer allgemeinen Stressoren-Unterbelastung wäre eine Vergrößerung der Belastung eher angenehm (vgl. A 19).

<sup>35</sup> Die statistischen Angaben für die unabhängigen Variablen wurden dem Statistischen Jahrbuch Deutscher Gemeinden, Köln 1977 entnommen und beziehen sich auf den 1. 1. 1977. Statistische Angaben für die abhängigen Variablen wurden – bezogen auf das Jahr 1976 – durch persönliche Anfragen bei den zuständigen Behörden zusammengetragen. Damit ist dieses Datenmaterial zugleich eine ebenso wichtige wie seltene (da von institutioneller Seite nicht durchgeführte) Bestandsaufnahme.

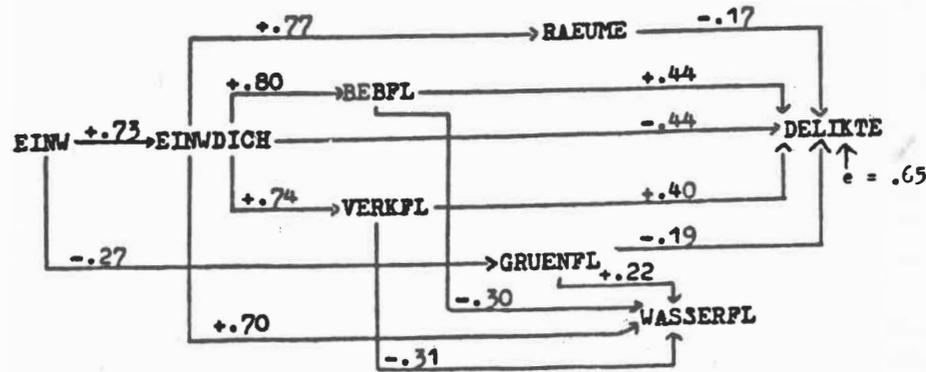
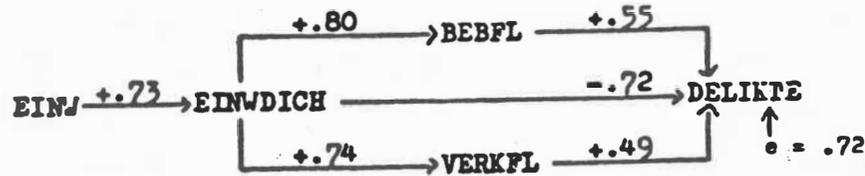
Abbildung 1: Pfadmodell DELIKTE (Version a)<sup>36</sup>

Abbildung 2: Pfadmodell DELIKTE (Version b)

1. Die erklärte Varianz von DELIKTE ist in beiden Pfadmodellen ungewöhnlich hoch mit .35 bei Version a und .28 bei Version b.
2. Im Gegensatz zu den Ergebnissen in anderen Untersuchungen<sup>37</sup> übt hier die interne Dichte (Anzahl der Personen pro Wohnraum) einen negativen Effekt aus.
3. Besonders auffällig ist der negative Effekt der Einwohnerdichte auf DELIKTE. Der gesamte kausale Effekt der Einwohnerdichte auf DELIKTE ist jedoch nahe Null.<sup>38</sup>

<sup>36</sup> Zur Methode der Pfadanalyse vgl. K. Holm, Lineare multiple Regression und Pfadanalyse, in: K. Holm (Hrsg.), Die Befragung 5, München 1977, S. 7–88. Es wurden nur die auf dem 5%-Niveau signifikanten Pfadkoeffizienten aufgenommen. Erklärung der Variablennamen: Einwohnerzahl (EINW), Einwohnerdichte (EINWDICH), Einwohner pro Wohnräume (RAEUME), bebaute Fläche pro Stadtfläche (BEBFL), Verkehrsfläche pro Stadtfläche (VERKFL), Einwohner pro Grünfläche (GRUENFL), Einwohner pro Wasserfläche (WASSERFL). Die unerklärte Varianz von DELIKTE wird mit »e« gekennzeichnet.

<sup>37</sup> Vgl. Friedrichs 1979 (s. A 28).

<sup>38</sup> Wenn zu den in den Pfadmodellen wiedergegebenen direkten kausalen Effekten die indirekten kausalen Effekte von EINWDICH auf DELIKTE addiert werden, ergibt sich bei beiden Pfadmodellen ein gesamter kausaler Effekt von +0,08. Vereinfacht kann also gesagt werden, daß die direkten kausalen Effekte negativ sein müssen, um die positiven indirekten Effekte über BEBFL und VERKFL auszugleichen.

Neben DELIKTE wurde jeweils ein Pfadmodell für jedes einzelne kriminelle Delikt und für die Jugendkriminalität (Tatverdächtige bis 18 Jahre) berechnet. Die Ergebnisse stimmen relativ gut mit dem bei DELIKTE überein. Bevor die ermittelten statistischen Zusammenhänge als Widerlegung oder Bestätigung der Hypothesen diskutiert werden können, ist zu prüfen, welche andersartigen Interpretationen der statistischen Zusammenhänge möglich sind.

Bezogen auf die Kriminalität in Städten stellt sich z. B. die Frage, ob die Stadt als »Quellgebiet« kriminelle Energien produziert, oder ob die Stadt als »Attraktionsgebiet« Menschen mit schon vorhandener krimineller Energie anzieht.<sup>39</sup>

Diese Frage kann in der vorliegenden Arbeit ansatzweise gelöst werden, da spezifische Deliktarten erhoben wurden. Erscheint es beispielsweise noch als möglich, daß zu Diebstahl neigende Menschen in eine dichtbebaute Stadt ziehen oder dorthin zur Ausführung eines Diebstahls fahren, so erscheint dies bei Delikten wie Sachbeschädigung und Beleidigung wenig wahrscheinlich. Es ist auch kaum anzunehmen, daß Jugendliche zur Ausführung eines Deliktes in die nächste dichtbebaute oder verkehrsreiche Stadt fahren. Da alle spezifischen Deliktarten relativ gleichartig durch die unabhängigen Variablen beeinflusst werden, liegt daher die Interpretation nahe, daß die Stadt zumindest teilweise auch »Quellgebiet« ist und daher die statistischen Zusammenhänge in den Pfadmodellen die realen Zusammenhänge widerspiegeln.

Ein weiteres Problem bei der Interpretation der empirischen Ergebnisse besteht darin, daß der vermutlich wichtigste Ursachenbereich für Kriminalität, die sozialen Verhältnisse,<sup>40</sup> aus Mangel an entsprechendem Datenmaterial nicht mit erhoben wurde. Es kann jedoch davon ausgegangen werden, daß sich die sozialen Verhältnisse in den untersuchten Städten nicht grundlegend unterscheiden. Zudem wird die Aussagekraft der empirischen Ergebnisse dadurch erhöht, daß die Flächennutzung als weniger wichtiger Ursachenbereich dennoch relativ eindeutige statistischen Beziehungen zur Kriminalitätshäufigkeit aufweist.

Unter den genannten Vorbehalten bei der Interpretation der empirischen Ergebnisse ergeben sich die folgenden Aussagen zu den Hypothesen:

1. Es hat sich nur der Teil der Hypothesen A bewährt, daß der Anteil der bebauten Fläche an der Stadtfläche (BEBFL) und der Anteil der Verkehrsfläche an der Stadtfläche (VERKFL) einen positiven kausalen Effekt auf die Kriminalitätshäufigkeiten ausüben.
2. Es wurde der Teil der Hypothesen A nicht bestätigt, daß die Anzahl der Einwohner pro Grünfläche (GRUENFL), pro Wasserfläche (WASSERFL) und pro Wohnräume (RAEUME) einen positiven kausalen Effekt auf die Kriminalitätshäufigkeiten ausüben.

<sup>39</sup> A. Flade, Jugendkriminalität und Wohnumwelt. Neubausiedlungen als Delinquenzgebiete, in: Der Städtetag 11 (1983), S. 718.

<sup>40</sup> Vgl. u. a. Nestmann 1982 (s. A 23), S. 24; K. Rolinski, Wohnhausarchitektur und Kriminalität, in: Laufener Seminarbeiträge 1/1982 der Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege, S. 12.

Konträr zu den Hypothesen ergeben die Berechnungen, daß diese unabhängigen Variablen einen negativen – wenn auch schwachen – kausalen Effekt ausüben.

Besonders auffallend ist dabei, daß diese unabhängigen Variablen exakt die stressorenarmen Flächen und Räume umfassen und als Bestandteil die Einwohnerzahl beinhalten. Ein möglicher Ansatz zur Erklärung dieser negativen kausalen Effekte besteht darin, daß ebenso wie eine zu starke auch eine zu schwache Stimulierung bei Isolation Streßreaktionen auslösen kann. In dem hier vorgeschlagenen Modell ist jedoch eine erhöhte Stimulierung durch z. B. mehr Menschen auf Grünflächen nicht streßmindernd.<sup>41</sup>

3. Die Hypothesen B haben sich bewährt. Die Einwohnerzahl (EINW) und die Einwohnerdichte (EINWDICH) üben keinen nennenswerten indirekten bzw. gesamten kausalen Effekt auf die Kriminalitätshäufigkeiten aus.

Bei der Analyse der Todesursachen konnten aus statistischen Gründen keine Pfadmodelle berechnet werden.<sup>42</sup> Überhaupt sind diese Ergebnisse äußerst widersprüchlich, so daß insgesamt betrachtet gesagt werden muß, daß alle Hypothesen in Bezug auf die Krankheiten nicht bestätigt werden konnten.

Wichtig ist dabei auch die folgende Feststellung: Wenn die kriminellen Delikte und die Krankheiten beide die Reaktion auf eine zunehmende Stressorenbelastung in einer Stadt sind, müssen sie auch in annähernd der gleichen Weise durch die unabhängigen Variablen beeinflusst werden. Die Berechnungen zeigen jedoch, daß kriminelle Delikte und Krankheiten offenbar nicht gleiche – nur in der Ausprägungsform unterschiedliche – Reaktionen auf die gleichen Umweltverhältnisse sind.

#### *Zusammenfassung*

Es kann kaum bezweifelt werden, daß der Stadtbewohner durch seine bauliche Umwelt beeinflusst wird, die Frage ist nur Warum und Wie. Als Grundlage für den Versuch eines theoretischen Ansatzes zur Beantwortung dieser Frage wurde hier die Streß-Theorie gewählt, da m. W. keine andere Theorie diesen Problembereich erfassen kann.

Aufbauend auf der Streß-Theorie konnten einige Hypothesen formuliert werden, welche sich auf den Zusammenhang zwischen bestimmten Größe- und Dichtemaßen einer Stadt (unabhängige Variablen) und den Häufigkeiten von bestimmten Todesursachen und kriminellen Delikten bei den Stadtbewohnern (abhängige Variablen) beziehen.

Die Ergebnisse erweisen sich bei den kriminellen Delikten als ungewöhnlich aussagekräftig. Die relativ einheitliche Reaktion der einzelnen kriminellen Delikte auf die unabhängigen Variablen und die Höhe der erklärten Varianz lassen den Schluß zu, daß ein

<sup>41</sup> Vgl. A 19 und 34.

<sup>42</sup> Das Problem der Multikollinearität war trotz verschiedener Manipulationen unlösbar, vgl. N. H. Nie, u. a., SPSS. Statistical Package for Social Science, New York 1975, S. 340; K. D. Opp / P. Schmidt, Einführung in die Mehrvariablenanalyse, Reinbek 1976, S. 173 ff.

wesentlicher Teil der Kriminalität durch die Flächenaufteilung in einer Stadt – vor allem durch die Anteile der bebauten Fläche und der Verkehrsfläche an der gesamten Stadtfläche – hervorgerufen wird. Bei der Erklärung der Todesursachen hat sich die hier vorgeschlagene Anwendung der Streß-Theorie auf die soziologische Stadtforschung dagegen wenig bewährt.

Bisher wurden ähnliche Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen städtischer Umwelt und dem Wohlbefinden der Stadtbewohner zumeist relativ theorielos durchgeführt. Ohne detaillierte theoretische Begründungen wurden verschiedene unabhängige und abhängige Variablen ausgewählt und korreliert. Die Folge ist, daß – wenn überhaupt – lediglich korrelationsanalytische Aussagen gemacht werden können, welche letztlich im Sinne der Erklärung und Theoriebildung nutzlos sind. Es mußte daher in dieser Arbeit versucht werden, durch die Erstellung eines neuartigen theoretischen Rahmens zu kausalen Aussagen zu gelangen, wobei zwangsläufig neues Gebiet betreten werden mußte mit vielen vagen Aussagen (und entsprechend vielen Anregungen für weitere Forschungen). Wie die empirischen Ergebnisse zeigen, ist dieser Versuch nur teilweise gelungen. Dies kann u. a. daran liegen, daß der Stressor »soziale Isolation« zu wenig berücksichtigt wurde. Die soziale Isolation als mögliche Ursache einer Unterbelastung gerade in größeren Städten verdient besondere Beachtung; mit diesem Ansatz könnten die negativen Effekte von der Anzahl der Einwohner pro Wohnräume und pro Grünfläche auf DELIKTE<sup>43</sup> erklärt werden, da bei sozialer Isolation mehr Menschen pro Wohnräume und pro ha Grünfläche nicht belastend, sondern eher erholsam wäre.

Eine weitere Ursache für die zum Teil unbefriedigenden empirischen Ergebnisse liegt ohne Zweifel darin, daß die Adaptionkrankheiten durch die Kriminalität und die Todesursachen nur ungenau erfaßt werden. Obwohl m. W. keine besser geeigneten amtlichen Statistiken erhältlich sind, sollte doch vor allem der Krankheits-Zustand direkt – und nicht über die Todesursachen – erhoben werden. Erst dann kann bestimmt werden, ob der streßtheoretische Ansatz in der soziologischen Stadtforschung auch für die physischen Adaptionkrankheiten einen Erklärungsgehalt besitzt.

M. E. muß sich letztlich jede soziologische auf eine psychologische Theorie begründen können.<sup>44</sup> So wurde auch hier als Ausgangspunkt für die Lösung der eher soziologischen Frage nach der Beeinflussung der Stadtbewohner durch die bauliche Umwelt die psychologische Streß-Theorie gewählt. Auf ihr aufbauend ist ein Weg deutlich geworden, wie die soziologische Stadtforschung ihrer gesellschaftspolitischen Aufgabe – der Erarbeitung von sozialtechnologischen Aussagen zur Humanisierung der Stadt – gerecht werden kann.

<sup>43</sup> Vgl. Abb. 1.

<sup>44</sup> Vgl. u. a. H. J. Hummel / K.-D. Opp, Die Reduzierbarkeit von Soziologie auf Psychologie, Braunschweig 1971.

## Altstadtsanierung: Zum Beispiel Ansbach

»Es besteht die Gefahr, daß wir ohne soziale und räumliche Fixpunkte in unserer Umwelt auch uns selbst unbekannt werden.«  
Felizitas Lenz-Romeiß

Ansbach, die kleinste der sieben bayerischen Regierungshauptstädte, abseits der großen Nachbarstadt Nürnberg und abseits der »Romantischen Straße«, gehört nicht zu den »lauten« Städten im Mittelpunkt touristischen Interesses. Im Gegensatz zu den Reichsstädten Rothenburg und Dinkelsbühl erlebt der Besucher das Stadtbild einer kleinen deutschen Residenzstadt, das mit seiner zurückhaltenden Strenge und Schlichtheit eher Gemeinsamkeiten mit Potsdam und Weimar aufweist als mit süddeutschen Stadtanlagen.

Die relative Unzerstörtheit der Stadtstruktur seit ihrer starken Ausprägung im 18. Jahrhundert ist weniger das Verdienst einer selbstbewußten Bürgerschaft als das Ergebnis von Stagnation im 19. Jahrhundert nach Verlust des Fürstentums 1805 und anderen Entwick-

lungshemmungen, insbesondere den engen Stadtgrenzen, die die Stadtentwicklung bis 1970 einengten. Der Tatbestand, daß zwischen 1806 und 1870 ganze zehn private Bauanträge registriert sind, zeigt, daß der Verfall der Bausubstanz »hinter den Fassaden« schon sehr früh begonnen hatte. Der Mangel an Entwicklungsflächen führte zu überdurchschnittlichen Verbauungen fast aller verfügbaren Freiflächen insbesondere in der historischen Stadt.

Durch die engen Stadtgrenzen hatte Ansbach erst relativ spät die Möglichkeit, die Anforderungen an ein modernes Verwaltungszentrum für Mittelfranken und an ein Oberzentrum für die Region Westmittelfranken zu erfüllen. Die Prioritäten der Stadtentwicklung konzentrierten sich folglich erst in neuerer Zeit auf die Aufgabe der Stadterneuerung, als der Verfall und die Belastung großer Teile der historischen Stadt schon so weit fortgeschritten waren, daß es mit der Behebung einzelner Städte nicht mehr getan war.

### Stadtbaugeschichte

Die historische Stadt ist nicht identisch mit der gotischen Altstadt innerhalb der mehrfach erweiterten mittelalterlichen Stadtbefestigung, sie umfaßt vielmehr drei »gewachsene« Vorstädte sowie eine geplante »Neustadt« des 18. Jahrhunderts im Süden der mittelalterlichen Stadt (»Neue Auslage«).

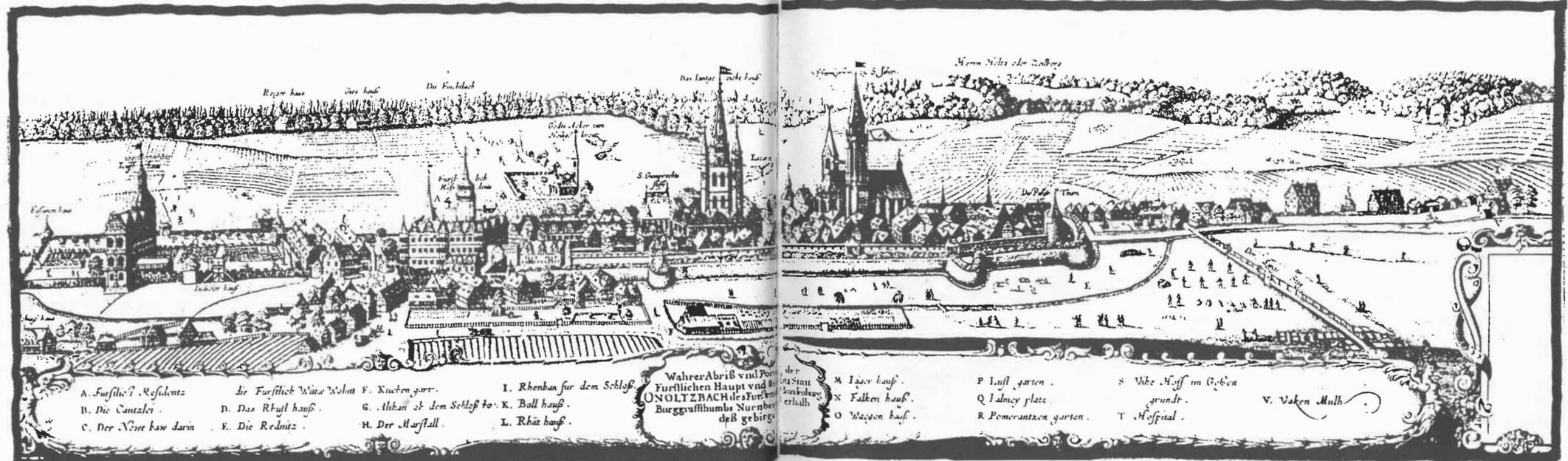


Abb. 1 Die Stadt Ansbach 1642 nach einem Kupferstich von Wenzel Hollar (Stadtarchiv Ansbach).

Die relativ kleine gotische Altstadt zeichnet sich durch zwei unterschiedliche Teile westlich und östlich des Stadthauses aus: die kleinparzellierte bürgerliche Stadt im Westen und die ursprünglich stiftische, später fürstliche Stadt im Osten mit der Residenz und großzügigen Hofanlagen. Abgesehen von den Sakralbauten und einigen hervorragenden Monumentalbauten der Renaissance trägt der gesamte historische Stadtkern den Charakter der geplanten Stadt des 18. Jahrhunderts. Nicht nur die »Neue Auslage« mit ihrem rechtwinkligen Straßenkreuz ist geprägt von barocker Ordnung und Regelmäßigkeit der Fassaden, sondern auch die ursprünglich unregelmäßigen Straßenräume der mittelalterlichen Altstadt. Es wurde peinlich darauf geachtet, daß »die Zierde der Residenz-Stadt, Gleichheit und Simmetrie deren Gassen und Häuser« erzielt wurde. Die Obrigkeit verordnete: »Zur Verhütung allen excessiven Übelstandts« sollen die Bauherren »zu möglicher Beobachtung der äußerlichen Simmetrie im Bauen angewiesen werden«. Nicht nur bei Neubauten, sondern auch bei Instandsetzungen verordnete das Hofbaudirektorium die Beseitigung der Giebelhäuser aus dem Stadtbild mit der Folge, daß die mittelalterlichen Häuser mit einer einheitlichen Stuckfassade (meist in puritanischer Strenge, Farbgebung Grau/Gelb) verblendet wurden. Diese für das Ansbacher Stadtbild typische »Fassa-

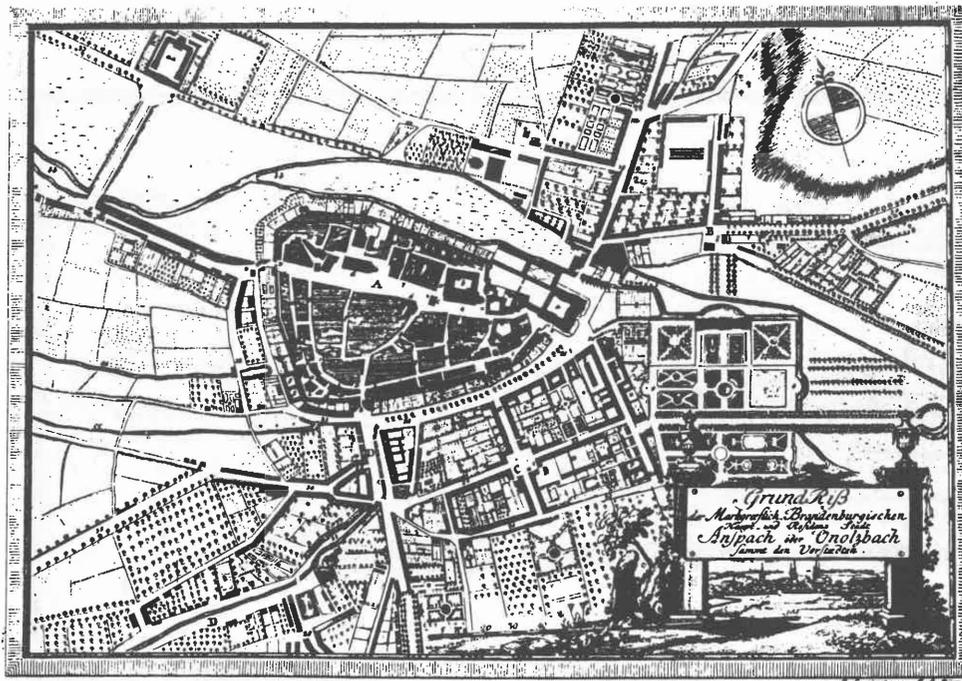


Abb. 2 »Grundriß der Markgräflichen Brandenburgischen Haupt- und Residenzstadt Ansbach oder Onolzbach sammt den Vorstädten«. Gefertigt von J. G. Köppel.

denarchitektur« an den mittelalterlichen Fachwerkhäusern stellt ein wesentliches Kriterium für die Stadtsanierung dar, auf das unten noch näher eingegangen wird: die Rechtfertigung der Rekonstruktion der barocken Fassade in der einheitlichen Straßenfront vor einem Neubau mit moderner Balkonarchitektur in Fachwerk an der Rückseite.

#### Stellenwert der Stadtsanierung

Neben dem rapiden baulichen und sozialen Verfall insbesondere in der westlichen Altstadt – das Geschäftszentrum hatte sich im östlichen Teil der gotischen Altstadt mit seinem großzügigen Parzellenzuschnitt und in die »Neue Auslage« etabliert – stellt die Bewältigung der erheblichen zentralen Funktionen einschließlich des damit verbundenen Verkehrs das Hauptproblem dar. Die Promenade, das bis heute noch als Bundesstraße (B 14) mißbrauchte, städtebaulich wertvolle Bindeglied zwischen mittelalterlicher Altstadt und



Abb. 3 Prospekt Unterer Markt, Stahlstich um 1743 (Stadtarchiv Ansbach).

barocker Neustadt hat sich inzwischen zum reinen Verwaltungs- und Bankenviertel »entwickelt«.

Wegen der Enge der Altstadt und der ungelösten Verkehrsprobleme haben sich die Geschäftsumsätze stark in die Einzelhandelsgroßbetriebe am Stadtrand verlagert, mit der Folge, daß sich die »Stadtfucht« nicht nur auf die Wohnnutzung, sondern auch auf die Geschäftsnutzung bezieht, so daß ein echtes Nutzungsvakuum große Teile der historischen Altstadt bedroht.

Stadtsanierung kann sich daher in Ansbach nicht auf die Realisierung einzelner Erneuerungsmaßnahmen oder den reinen Vollzug der Belange des Denkmalschutzes beschränken, sondern muß als zentrales Motiv und Steuerungselement der gesamten Stadtentwicklung eingesetzt werden, wenn die Urbanität dieser Stadt erhalten bleiben soll. Entscheidend neben der Entwicklung städtebaulicher Gesamtkonzepte sowie neben der planungsrechtlichen Absicherung und der Finanzierung war hierbei die Frage nach der möglichst frühzeitigen Einleitung von flankierenden Maßnahmen, die langfristig dem »Trend« entgegenwirken. Beispiele hierfür sind die umstrittene Einrichtung von Großparkplätzen in den Rezatwiesen, auf die unten noch näher eingegangen wird, die Sperrung des Durchgangsverkehrs am Stadthaus und Abdrängung des Verkehrs auf bereits stark befahrene Straßen außerhalb der Altstadt, die Inanspruchnahme des Schloßplatzes als Hauptumsteigestation bei der Einführung des Bus-Taktverkehrs als »gestalterisches Provisorium« und die Umpflasterung sowie Beleuchtung von Straßen im Sanierungsgebiet auch vor Abschluß der einzelnen Hochbaumaßnahmen.

### Rückblick

Den Einstieg in die Stadtsanierung Ansbach brachte die Beauftragung der Freien Planungsgruppe Berlin (FPB) mit der Durchführung der vorbereitenden Untersuchung 1973. Diese Arbeit war prägend für den oben skizzierten Stellenwert der Stadtsanierung und den Meinungsbildungsprozeß und führte konkret zur Festsetzung des Sanierungsgebietes I (Westliche Altstadt) im Jahr 1974.

Allerdings war der Abschied vom Generalverkehrsplan (GVP) aus dem Büro Prof. Leibbrand, der nach dem üblichen Schnittmuster der »autogerechten« Stadt (sechsspuriger Ausbau der Promenade, vierspuriger Straßendurchbruch entlang des Stadtgrabens im Westen etc.) konzipiert war, nicht entschieden genug, so daß die stadtschonende Herausnahme der B 14 aus der Promenade an den Rand der Kernstadt (Äußere Westtangente) erst sehr spät Priorität vor Maßnahmen in der Innenstadt erhielt.

Die Untersuchungsergebnisse reichten aber nicht aus, die Sanierung in Gang zu setzen, da insbesondere die Konflikte mit dem Denkmalschutz nicht ausgeräumt waren. Zur Präzisierung konkreter städtebaulicher Vorstellungen war die Erarbeitung realisierbarer Modelle erforderlich, die neben der Berücksichtigung denkmalpflegerischer und stadtge-

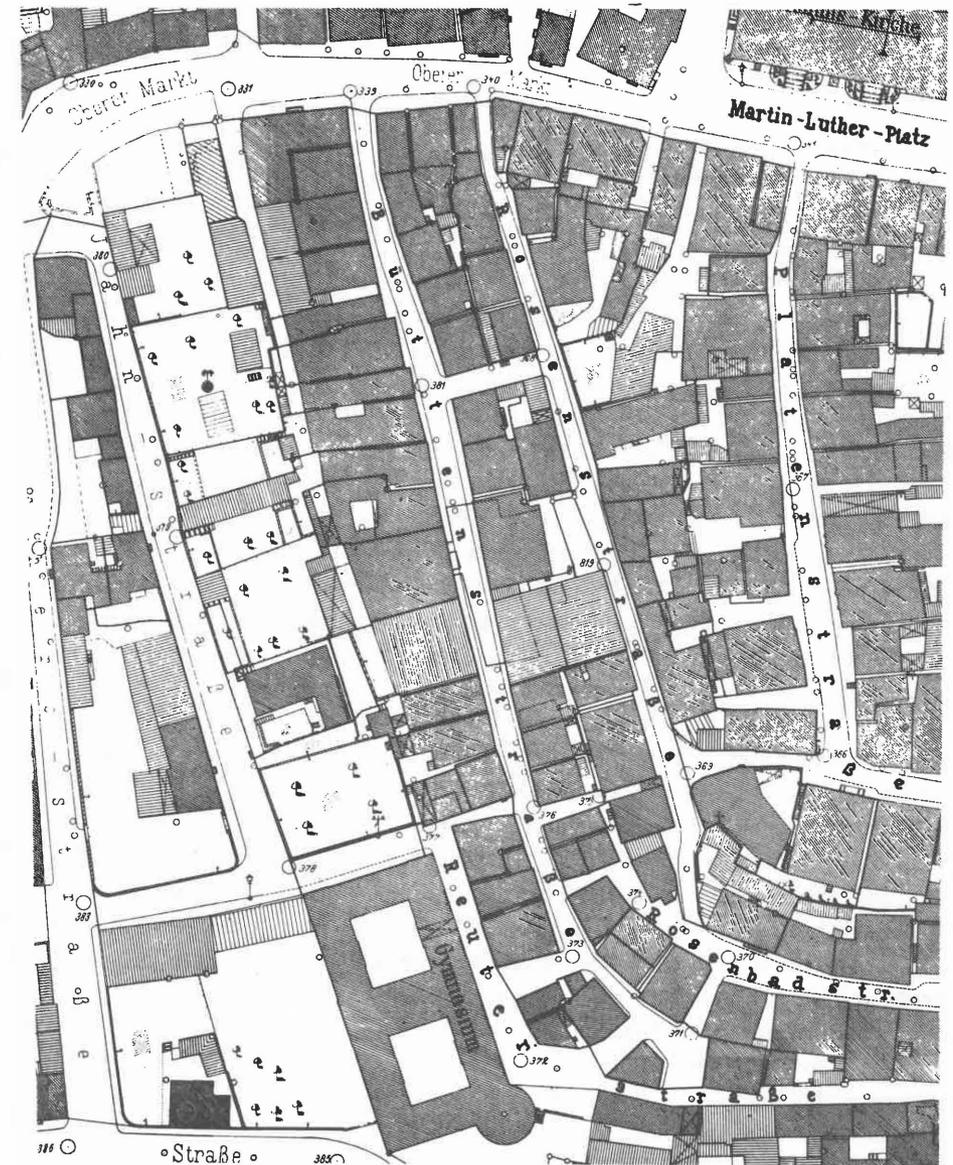


Abb. 4 Der Ausschnitt aus dem Katasterplan zeigt den Baubestand der westlichen Altstadt vor Beginn der Altstadtsanierung.

stalterischer Gesichtspunkte insbesondere den funktionellen Belangen der Nutzung gerecht werden sollten.

1976 wurde daher ein städtebauliches Plangutachten für den Bereich zwischen Rosen- und Platenstraße ausgeschrieben, aus dem das Büro P. Jakob, Schweinfurt, als 1. Preisträger hervorging. Ihm wurde auch die künstlerische Oberleitung bis hin zur Erstellung der Bauvorlagen übertragen. Erhebliche weitere Verzögerungen ergaben sich durch die langwierige Suche nach einem leistungsfähigen Sanierungsträger, die endgültig erst 1982 durch den Vertrag mit dem Evangelischen Siedlungswerk in Bayern (ESW) beendet wurde. Die lange Phase der Anlaufschwierigkeiten wurde genutzt und überbrückt durch die Modernisierung der technischen Infrastruktur und optische Verbesserung des Straßenraumes, durch vorbereitenden Grunderwerb und Fortführung der Bauleitplanung bis zur Rechtskraft 1981, sowie durch Aussiedlungen von Nachbarn und Bordellen.

Die für alle Beteiligten deprimierende Situation, die gekennzeichnet war durch verlassene Häuser, Baulücken, Bauruinen und Baustellen des Tiefbaus lichtete sich durch den Mut und den Pioniergeist einzelner, z. B. die Entscheidung eines Handwerksmeisters, seinen Betrieb nicht auszulagern, sondern nach Sanierung seiner Scheune auch den Wohnsitz zum Betrieb in die Büthenstraße zu legen, sowie die Stiftung einer Bronzefigur (Caspar Hauser) vor dem Anwesen Platenstraße 18, das über fünf Jahre voll eingerüstet war, ohne daß die Sanierung abgeschlossen werden konnte.

Mit Beginn der Sanierung der Westseite der Platenstraße einschließlich der Tiefgarage und Randbebauung in der Rosenstraße durch das ESW war dann der Bann gebrochen: Neben einer Mehrzahl von kleineren Teilsanierungen konnten bis jetzt neben dem Wohnungsbauprogramm des ESW (ca. 60 WE) mehrere große Privatsanierungen mit z. T. hervorragendem Denkmalwert abgeschlossen werden.

Parallel wurde das Sanierungsgebiet 3 (Rathausblock 1979) nach Durchführung der Vorbereitenden Untersuchungen durch die Stadt festgesetzt. Aufgrund der Fortschritte im Sanierungsgebiet 1 genehmigte die Regierung von Mittelfranken das Sanierungsgebiet 4 (Schaitbergerstraße mit einer Erweiterung nördlich der Johanniskirche) im Jahr 1986. Wegen der Unsicherheit über die endgültige Funktion des Schloßplatzes im Zusammenhang mit dem Konzept für den Öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV) mußte das bereits 1978 festgesetzte Sanierungsgebiet 2 (Schloßplatz) immer wieder zurückgestellt werden. Die Festsetzung dieses Sanierungsgebietes geht auf einen städtebaulichen Ideenwettbewerb 1977 zurück. Insgesamt sind ohne das Sanierungsgebiet 2 (Schloßplatz) ca. 10 ha rechtskräftig festgesetzt.

In den Jahren 1971 bis 1985 konnten 13 Millionen DM aus dem Städtebauförderungsprogramm (Bund/Land/Gemeinde) neben den staatlichen und kommunalen Wohnbauförderungsmitteln und den Zuschüssen des Denkmalschutzes schwerpunktmäßig im Sanierungsgebiet 1 investiert werden.

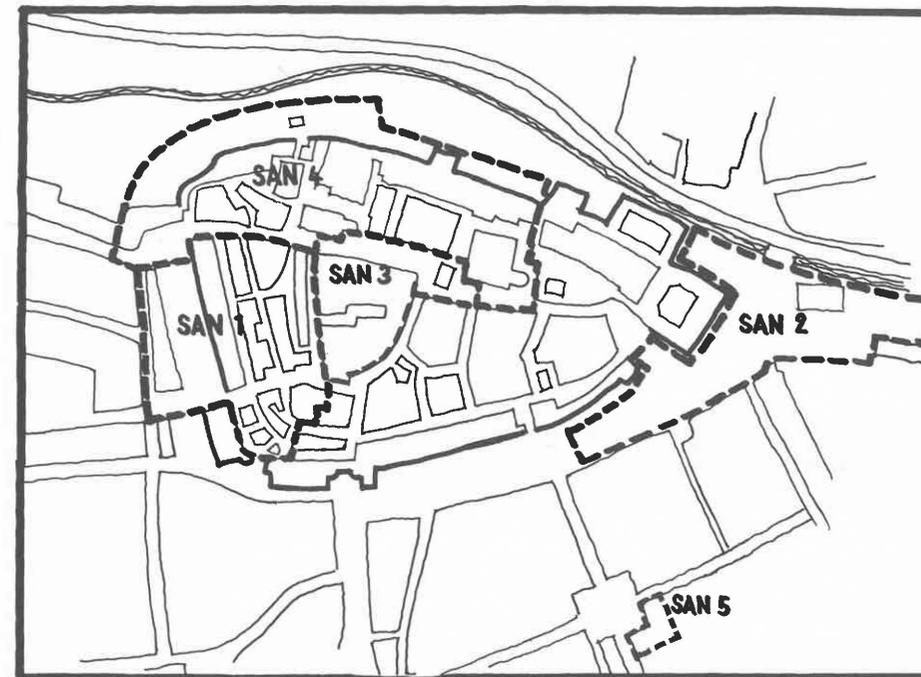


Abb. 5 Übersicht über die Lage der Sanierungsgebiete (Zeichnung R. Walter).

#### Bürgerbeteiligung

Neben der Planung und der Bereitstellung der Finanzierung stellte die Überzeugung und Ermutigung der Bürger im Sanierungsgebiet einen wesentlichen Schwerpunkt der Arbeit dar. Viele ansprechbare Bewohner hatten die westliche Altstadt längst verlassen, diejenigen, die ausgehalten hatten, begegneten den Vorstellungen der Planer zurückhaltend.

Die frühzeitige Bildung eines Sanierungsbeirates mit Vertretern von Mietern, Hauseigentümern, Gewerbetreibenden und unabhängigen Fachleuten von außen sowie Vertretern der Fraktionen im Stadtrat schuf dann doch bald das Klima des Vertrauens, in dem die Sorgen und Vorurteile abgebaut werden konnten, zumal die hier erfolgte Meinungsbildung vom Bauausschuß des Stadtrates immer respektiert wurde. Mit der Eröffnung des Sanierungsbüros und festen Sprechzeiten des Sachbearbeiters aus dem Bauamt wurde sehr früh der persönliche Kontakt hergestellt und eine Beratung vor Ort angeboten.

Ferner bot das Bebauungsplanverfahren mit mehreren Bürgerbeteiligungen und Offenlegungen einen nicht zu unterschätzenden vertrauensbildenden Faktor. Letztlich war aber der persönliche Kontakt zu einigen wenigen unerschrockenen und offenen Bürgern die Basis für das Vertrauen, das trotz aggressiver Störmanöver »von außen« auch die kritische Zeit zwischen 1977 und 1981 überdauerte.

Sozialplan und Bauleitplan

Der Sozialplan für das Sanierungsgebiet wurde nur als allgemeiner Zielkatalog konzipiert. Durch die Verfügbarkeit eines umfangreichen Wohnungsbestandes der Stadt und auch des Siedlungswerkes ist die Freimachung der erneuerungsbedürftigen Wohnungen für die Betroffenen zufriedenstellend zu lösen. Inzwischen ist das Angebot von modernisierten Wohnungen so weit vorhanden, daß eine Umsetzung innerhalb des Gebietes möglich ist.

In allen Sanierungsgebieten existieren inzwischen rechtskräftige Bebauungspläne mit präzisen (z. T. geschoßweisen) Festsetzungen über Art und Maß der Nutzung, Gestaltung und Umweltschutz (Ausschluß von festen und flüssigen Brennstoffen). Trotz der Starrheit tragen diese verbindlichen Normen wesentlich zur Erreichung des Sanierungszieles bei.

**ALTSTADTSANIERUNG ANSBACH**  
**BEBAUUNGSPLAN NR. XI**

GESCHOSSWEISE FESTSETZUNG DER ZULÄSSIGEN NUTZUNGEN  
NACH § 1 ABS. 7 BAUNVO

ANWESEN	EG	1.OG	2.OG	3.OG
BÜTTENSTR. 8	W.	W	W	
BÜTTENSTR. 10	W	W	W	
BÜTTENSTR. 12	W	W	W	
BÜTTENSTR. 14	W	W	W	
BÜTTENSTR. 16	(WA)	W	W	
BÜTTENSTR. 18	W	W	W	
BÜTTENSTR. 20	(WA)	(WA)	W	
BÜTTENSTR. 22	(WA), B, P, V	W, P, V	W	
BÜTTENSTR. 24	W	W	W	
BÜTTENSTR. 26	W	W	W	
BÜTTENSTR. 28	W, G, P, V	W	W	
BÜTTENSTR. 32	W, G, P, V	W	W	
BÜTTENSTR. 34	W, G, P, V	W	W	
BÜTTENSTR. 36/38	W, G, P, V	W	W	
BÜTTENSTR. 40	W, G, P, V	W	W	
BÜTTENSTR. 9	W	W	W	
BÜTTENSTR. 11	W	W	W	
BÜTTENSTR. 13	W	W	W	
BÜTTENSTR. 15	(WA)	W	W	
BÜTTENSTR. 17	(WA)	W	W	
BÜTTENSTR. 19	W, G, P, V	W, P, V	W, P, V	
BÜTTENSTR. 23	W, G, P, V	W, P, V	W, P, V	
BÜTTENSTR. 25	W, G, P, V	W, P, V	W	
BÜTTENSTR. 27	W, G, P, V	W, P, V	W	
ROSENBAD 6/8/10	W, G, P, V	W, P, V	W	
ROSENBADSTR. 12	(WA), G, P, V	W	W	

(MI) = Die im "Mischgebiet" nach § 6 Abs. 1 u. 2 zul. Nutzungen  
(WA) = Die im "Allgemeinen Wohngebiet" nach § 4 Abs. 1 u. 2 zul. Nutzungen  
ZEICHENERKLÄRUNG  
Für die im WA und MI ausnahmsweise zulässigen bzw. nur einzelne allgem. zul. Nutzungen (§ 1 Abs. 5 u. § 1 Abs. 7 BauNVO)  
V = Verwaltung (Büro etc.)    B = Betrieb des Beherbergungsgewerbes  
P = Praxis    W = Wohnen  
G = sonstiger, nicht störender Gewerbebetrieb    K = Anlagen für kulturelle u. soziale Zwecke

Abb. 6 Auszug aus dem Textteil zum rechtskräftigen Bebauungsplan Nr. XI – Westliche Altstadt –.

Neben der Selbstbindung des Stadtrates und der Träger öffentlicher Belange (insbesondere dem Landesamt für Denkmalpflege!) bietet der rechtskräftige Bebauungsplan einen großen Vertrauensschutz und fördert damit die Bereitschaft zu investieren. Mit Hilfe der Rechtskraft lassen sich »Störnutzungen« versagen, Streit über Grenzbebauungen vermeiden, Vorkaufsrechte problemlos durchsetzen und damit insgesamt die Anlaufphase von Einzelsanierungen überschaubar gestalten, da ein großer Teil der Güterabwägung bereits abgeschlossen ist. Um die Gefahr von Bezugsfällen bei Dispenserteilungen zu mindern, strebt die Verwaltung an, Ausnahmeregelungen durch Änderungsverfahren vorsichtig einzubauen.

Verkehrskonzept

Mit der Fortschreibung des Generalverkehrsplans durch das Büro Dr. Schubert, Hannover, 1979/80 wurde endgültig darauf verzichtet, Straßendurchbrüche oder Profilaufweitzungen im Bereich der historischen Altstadt vorzunehmen. Die Vorschläge zum »Modal split« durch Rad- und Busverkehr konnten inzwischen z. T. realisiert werden. Das gesamte Stadtzentrum ist inzwischen an ein durchgehendes Radwegenetz angeschlossen. Seit

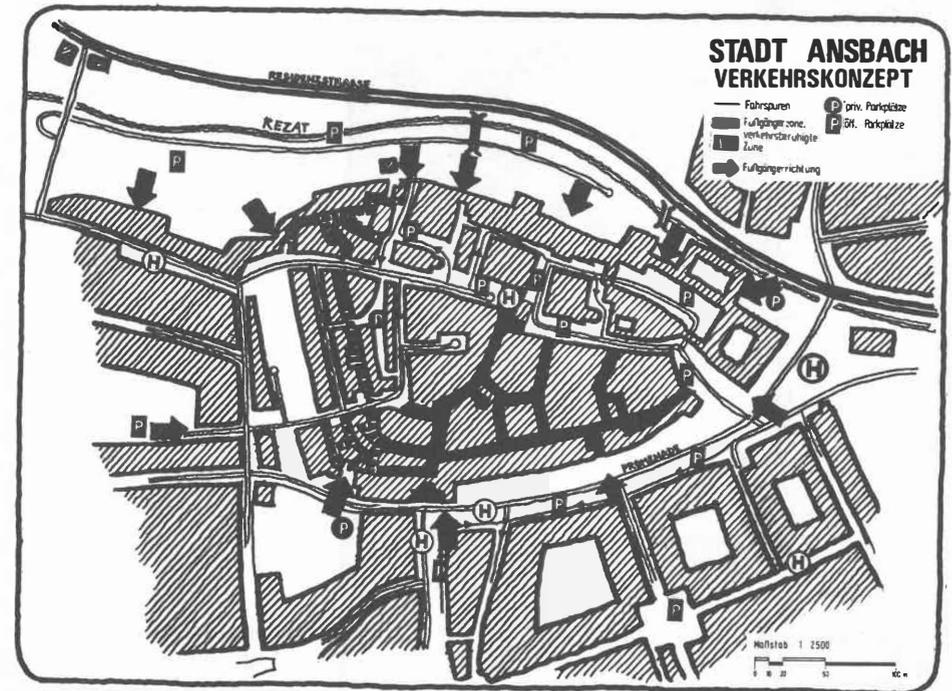


Abb. 7 Verkehrskonzept Innenstadt (Zeichnung R. Walter).

September 1985 wird die gesamte Kernstadt durch einen Stadtlinienverkehr im halbstündigen Zeittakt mit Umsteigestelle »Schloßplatz« erschlossen.

1983 legte das Stadtbauamt ein erstes Konzept für die Verkehrsberuhigung der Altstadt vor, das inzwischen realisiert wurde. Mit der Sperrung am Stadthaus durch geringfügige Erweiterung der Fußgängerzone wurde der Durchgangsverkehr in Ost-West- und West-Ost-Richtung aus der Altstadt herausgenommen und der Obere Markt (Martin-Luther-Platz) für das urbane Leben zurückgewonnen. Die Erreichbarkeit der westlichen Altstadt ist durch eine Verkehrsschleife gesichert, die zugleich das Sanierungsgebiet 1 mit der privaten Tiefgarage erschließt. Die Fußgängerzone bleibt auf den Bereich mit konzentrierter Geschäftsnutzung in der östlichen Altstadt beschränkt, die sanierten Wohnbereiche der

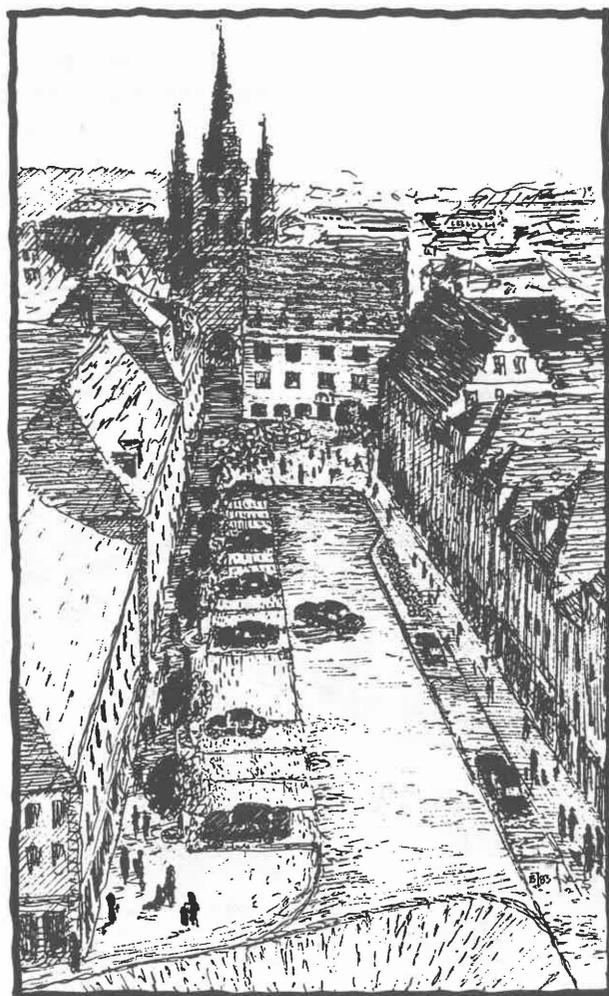


Abb. 8 Perspektivische Darstellung der Neugestaltung des Platzes um das Stadthaus im Zuge der Sperrung des Durchgangsverkehrs (Zeichnung R. Walter).

westlichen Altstadt werden durch verkehrsberuhigte Zonen erschlossen. Inzwischen hat der Stadtrat auch die 30-km-Zone und ein Nachtfahrverbot für Motorräder in der gesamten gotischen Altstadt durchgesetzt.

Die oben bereits erwähnte Lösung der Probleme des ruhenden Verkehrs mit der Anlage von Großparkplätzen in den Rezatwiesen mit Andienung von außen (B 13) nimmt einen wertvollen Freiraum am Altstadtrand in Anspruch. Aber nur dieses Konzept, mit direkten Fußwegen zur Altstadt, konnte die Verkehrsberuhigung der Altstadt ermöglichen. Durch die dichte Bebauung nicht nur in der gotischen Altstadt, sondern auch in den unmittelbar anschließenden Vorstädten führt mit Ausnahme einer Freifläche am Mühlbach (im Westen) jede Parkhauslösung zu »Flächensanierungen« mit Verlust wertvoller Bausubstanz oder Preisgabe der einzigen Grünfläche im westlichen Stadtgraben. Wie die Skizze vom Martin-Luther-Platz, dem größten Platzraum zeigt, scheiden Tiefgaragenlösungen in der Altstadt aufgrund der Enge aus. Die Beeinträchtigung der Stadtansicht von Norden bleibt schmerzlich.

#### Nutzungskonzept

Eindeutiges Ziel der Stadtsanierung ist die Erhaltung und Aktivierung der Wohnnutzung in der Altstadt, schwerpunktmäßig in den Sanierungsgebieten 1 und 4 sowie im westlichen Teil des Rathausblockes (Sanierungsgebiet 3). In diesen Bereichen ist nur in den Erdgeschossen eine gewerbliche Nutzung zulässig. Der Konflikt zwischen den Erfordernissen der Geschäftserweiterung und der Erhaltung der Wohnnutzung war im Rathausblock besonders ausgeprägt. Die Lösung wurde in einem Neuordnungsvorschlag des Stadtbauamtes nach mehrjähriger Erörterung gefunden und inzwischen planungsrechtlich abgesichert.

Der Wohnnutzung zugeordnet sind Frei- und Grünflächen im westlichen Stadtgraben, im Wohnhof zwischen Rosen- und Platenstraße (über der Tiefgarage) und im Rathausblock. Alle drei Bereiche werden durch Fußgängerpassagen in Ost-West-Richtung erschlossen. Durch teilweise Schließung der Passagen nach Einbruch der Dunkelheit wird abends die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Durch die Lage der Grünbereiche können fast alle Häuser an der Straße abgewandten Seite mit Balkonen und Freisitzen ausgestattet werden (siehe Abb. 10, Bebauungskonzept).

#### Denkmalschutz und Stadtbild

Wie bereits oben ausgeführt, kann Stadtsanierung in Ansbach nicht ausschließlich dem Vollzug des Denkmalschutzes dienen. Unter Würdigung der besonderen Erhaltungswürdigkeit, des Zustandes der Bausubstanz und zwingender Eingriffe im Zusammenhang mit der Tiefgarage führte die Güterabwägung zu unterschiedlichen Lösungen in Bünten-, Rosen- und Platenstraße.

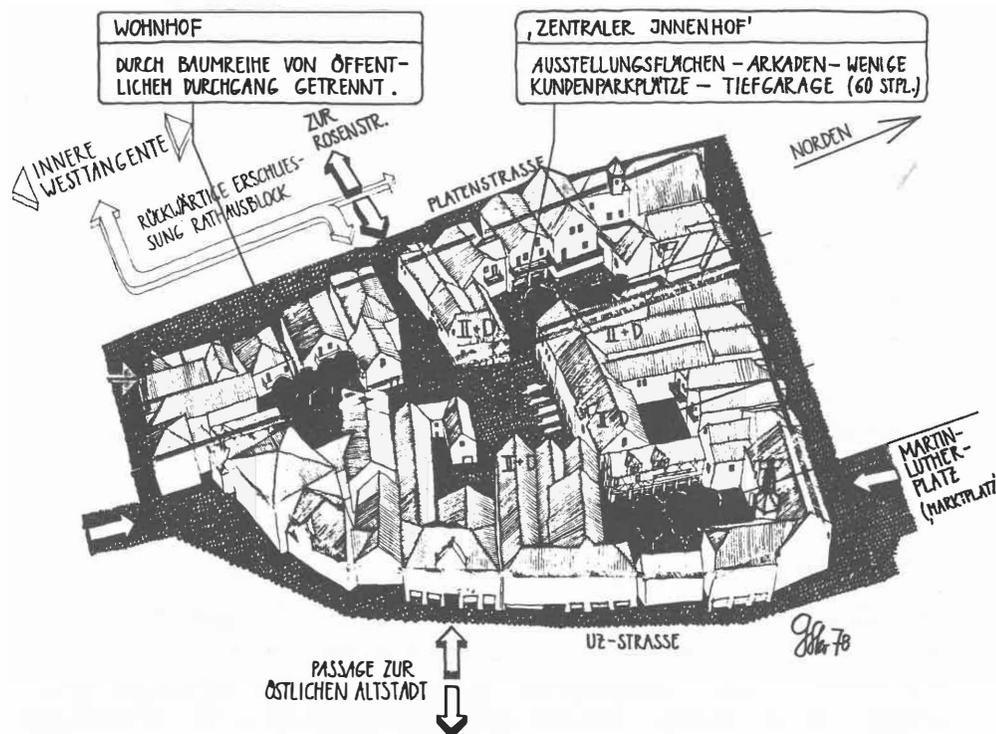


Abb. 9 Neuordnungsvorschlag zur Sanierung des Rathausblockes, inzwischen durch den rechtskräftigen Bebauungsplan Nr. XII planungsrechtlich abgesichert (Zeichnung G. Skowronek).

Die *Büttenstraße* mit überwiegend mittelalterlichem Straßenbild (giebelständige Häuser) kann weitgehend ohne Abbrüche und Ersatzbauten einer durchgreifenden Sanierung unterzogen werden. Lediglich die Westseiten (zum Stadtgraben) werden vorsichtig zugunsten von Altanen und eingezogenen Balkonen geöffnet. Die baulich inhomogene *Rosenstraße* wies an ihrer Ostseite eine unansehnliche Hinterhofbebauung mit niedrigen Geschossen auf, die durch Neubauten über der Tiefgarage ersetzt wurden. Diese fügen sich zwar bezüglich der Dachwelt und Maßstäblichkeit ein, sind aber im übrigen als Neubauten erkennbar und bilden ein eigenständiges Gegenüber zu den Nachbarbauten aus unterschiedlich historischen Bauepochen.

Die *Platenstraße* wurde mit Ausnahme weniger Parzellen im 18. Jahrhundert barockisiert – wie oben beschrieben – und besitzt vor dem Hintergrund der gotischen Johanniskirche ein außerordentlich spannungsreiches Straßenbild. Da wegen der schlechten Bausubstanz fünf von neun Häusern an der Westseite nicht gehalten werden konnten, wurden immerhin vier barocke Fassaden der errichteten Neubauten sorgfältig z. T. nach Originalplänen des 18. Jahrhunderts und Farbbefund (soweit vorhanden) rekonstruiert. Lediglich

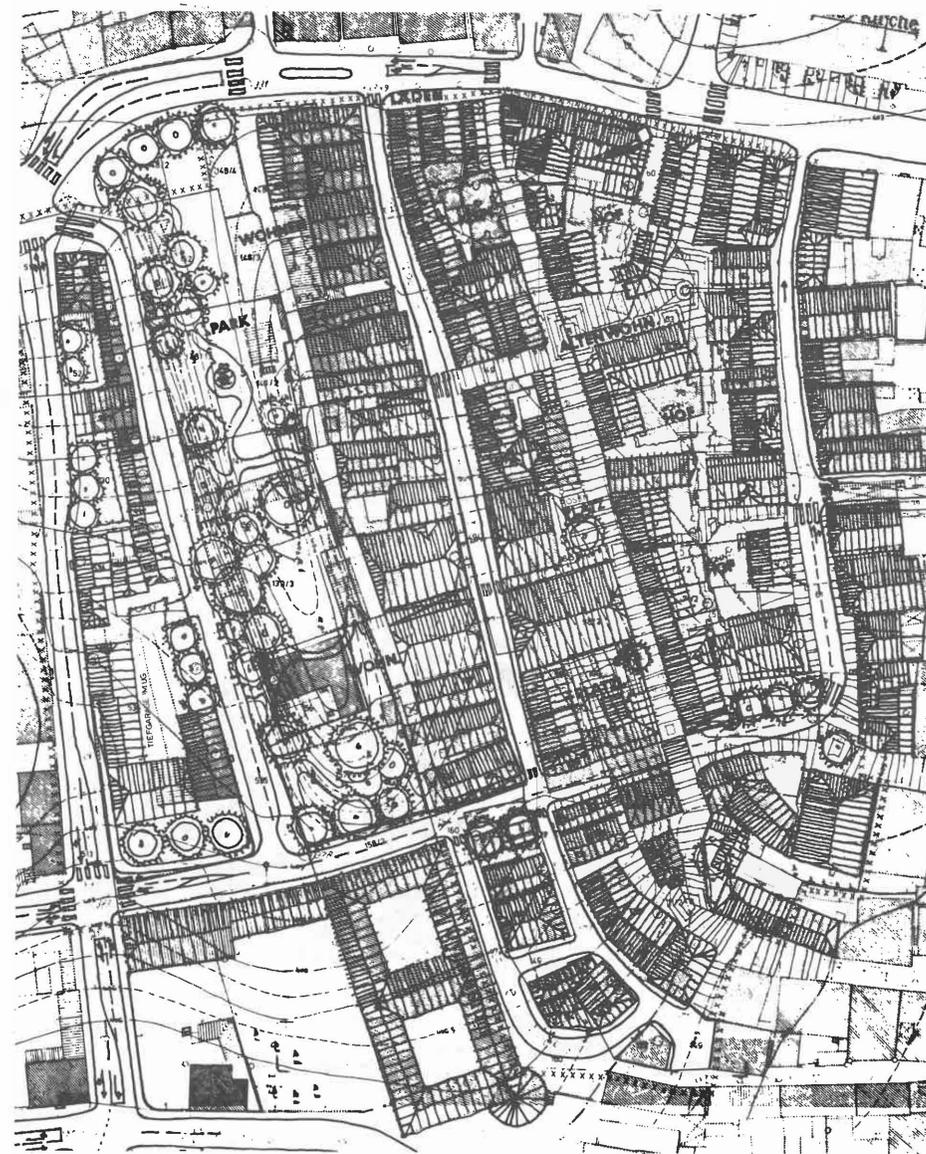


Abb. 10 Bauungskonzept westliche Altstadt von Dipl.-Ing. Peter Jakob, Schweinfurt, erster Preisträger eines städtebaulichen Plangutachtens (Zeichnung Jakob).

die Erdgeschosse erfuhren für gewerbliche Nutzungen vorsichtige Anpassungen. Das mittelalterliche Giebelfachwerk des fünften Ersatzbaues wurde dem Neubau wieder vorgeblendet, allerdings 80 cm höher gesetzt, um für das Erdgeschoß eine Nutzung zu

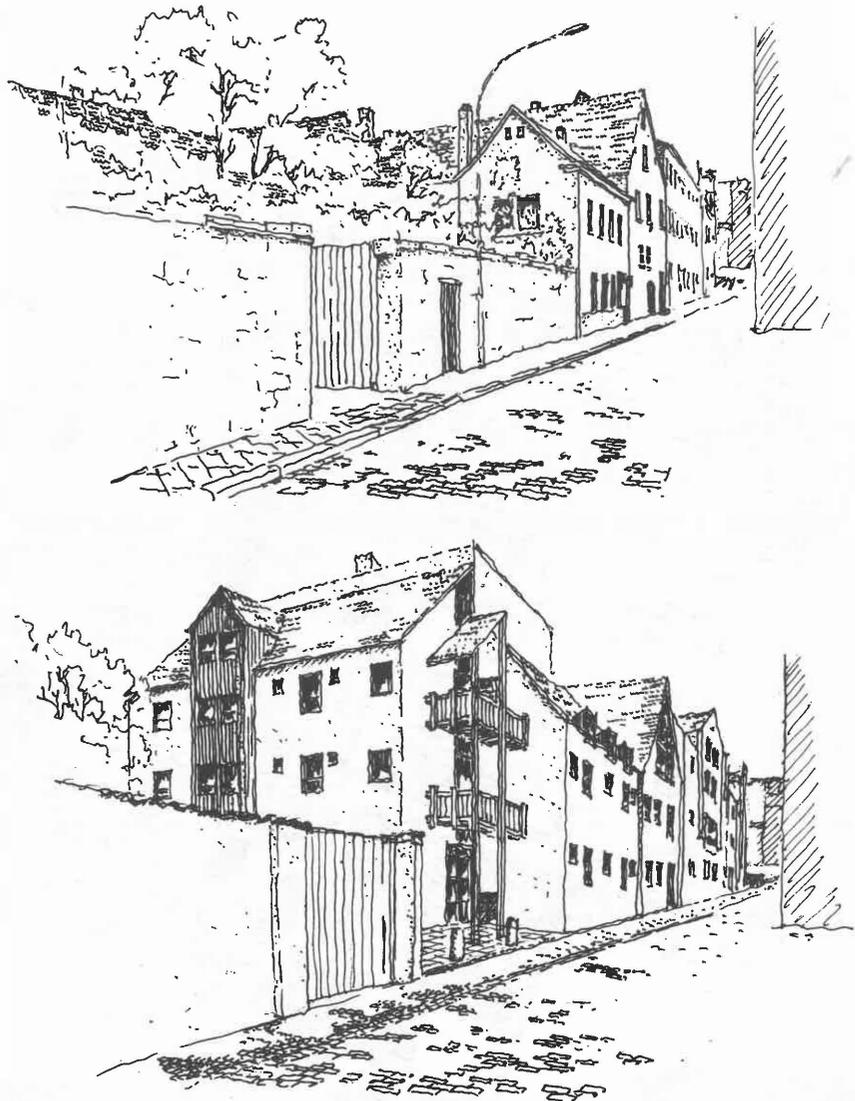


Abb. 11 Der Straßenraum der Rosenstraße alt und neu (Skizze R. Walter).

ermöglichen. Der auffällige Jugendstilgiebel auf der barocken Fassade Nr. 12 wurde nicht durch ein barockes Zwerchhaus ersetzt, sondern rekonstruiert, um die Ablesbarkeit der Bauepochen nicht zu verwischen. Alle neun Gebäude, auch die vier modernisierten Altbauten, erhielten an der straßenabgewandten Front zum Wohnhof hin eine moderne Balkonarchitektur in Holzkonstruktion, da hier ursprünglich keine Sichtfassaden existierten.



Abb. 12 Fassadenabwicklung Platenstraße.



Abb. 13 Fassadenabwicklung Platenstraße, Hof- bzw. Westansicht (Planung Jakob).

### Verfahren

Nach Abschluß mehrerer Einzelsanierungen, die zur Nachahmung anregen, interessieren sich mehr und mehr Bürger für den Erwerb eines alten Hauses, möchten aber vor dem Kauf die auf sie zukommende finanzielle Belastung überblicken können. Als Entscheidungshilfe bietet ihnen die Stadt einen Sanierungsvorvertrag an, in dem die Vorplanung, das verformungsgerechte Aufmaß (bei interessanten Baudenkmalern) und z. T. Offenlegungen von Balkenlagen sowie die Erstellung der Kostenermittlung vorfinanziert wird. Bei Kauf und Realisierung werden diese Kosten dann vom Bauherrn übernommen. Kommt der Kauf nicht zustande – was ganz selten vorkommt – so wird das Projekt für einen anderen Interessenten zurückgestellt. Dies Verfahren hat das »Abenteuer« der Sanierung sowohl für den Bauherrn als auch für den Zuschußgeber wesentlich durchsichtiger gemacht, so daß Nachfinanzierungen weitgehend ausgeschaltet werden und auf die »echten« Überraschungen während des Baus beschränkt bleiben.

### Der Straßenraum

Bei der zu engen zu erhaltenden mittelalterlichen Bauweise bestimmt der Straßenraum in besonderem Maße das Wohnumfeld, auch wenn – wie oben ausgeführt – fast jedes Haus an einem Grün- oder Hofbereich liegt. Das größte Problem stellt der Druck des ruhenden

Verkehrs wegen der Nähe des Geschäftszentrums dar, mit der Folge, daß der gesamte Raum vollgeparkt wird, auch in den verkehrsberuhigten Zonen.

Um Freiraum für den Fußgänger, für Begegnung und Verweilen zu garantieren, mußten die dafür vorgesehenen Bereiche durch technische Einbauten und »Hindernisse« abgesichert werden. Bei der Gestaltung der Verlängerung der Platenstraße nach Westen (Erschließungsschleife der westlichen Altstadt), die mit einem Durchbruch und der Änderung des Stadtgrundrisses verbunden war, wurden die Randbereiche neben den beiden Fahrstreifen gezielt durch Stufen, Bäume, Laternen und – wo es nicht anders ging – durch Poller für den Fußgänger »reserviert«. Insbesondere dieser neue Straßenraum wurde mit Bäumen ausgestaltet, obwohl darüber gestritten werden kann, ob dies typisch für einen mittelalterlichen Straßenzug sei. Abgesehen von der räumlichen Funktion hat der Straßenbau in der Altstadt die Aufgabe, auch hier die Jahreszeiten vom Fenster aus zu erleben. Ein wesentliches Element der Gestaltung und Beitrag zur Identität dieses neuen Stückes der



Abb. 14 Bei der Neupflasterung der Platenstraße war es selbstverständlich, das heimische Kopfsteinpflaster zu verwenden. Hochborde wurden teilweise durch besonders ausgeprägte Pflasterrinnen ersetzt.

Platenstraße sind die beiden Figurengruppen aus Bronze des Bildhauers Schelle aus Berchtesgaden, die von Bürgern gestiftet wurden. Sie haben wesentlich dazu beigetragen, daß dieser neue Straßenraum (im Sommer inzwischen mit den »Jugendkulturtagen« belegt) von den Bürgern angenommen wurde. In der relativ langen Büttlen-, Rosen- und Platenstraße stellen die Hochborde der alten Bürgersteige ein wesentliches Gestaltungselement dar, das dem Straßenraum Spannung verleiht. Um bei der Umwandlung in verkehrsberuhigte Zonen hierauf nicht zu verzichten, werden die Linienführungen der Bürgersteige durch besonders ausgeprägte Pflasterrinnen hervorgehoben.

#### Privatsanierungen

Von Beginn der Realisierungsphase der Stadtsanierung an standen die Privatsanierungen im Mittelpunkt und bilden inzwischen, neben den Projekten des ESW im Bereich Platen- und Rosenstraße, den Schwerpunkt auch der Investitionen. Die gesamte Büttlenstraße ist fast ausschließlich von Privatsanierungen geprägt. Bauherren sind sowohl die bisherigen Hausbesitzer als auch in verstärktem Maße Familien, die sich für die Altstadt als neuen Wohnsitz entscheiden. Insgesamt wurden elf Privatsanierungen abgeschlossen. Auch in dem jüngsten Sanierungsgebiet Nr. 4 wurde die Realisierungsphase durch eine Privatsanierung eingeleitet. Neben kommunalen Projekten, die sich fast ausschließlich auf öffentliche Nutzungen beschränken, werden Privatsanierungen in Zukunft den überwiegenden Anteil der öffentlichen Mittel in Anspruch nehmen.

Eines der wertvollsten Bürgerhäuser in der Büttlenstraße ist das im Kern aus dem 16. Jahrhundert stammende Haus Nr. 18, bestehend aus einem Vorderhaus, das zusammen mit dem Rückgebäude auf dem Wehrgang einen Innenhof mit Arkaden umschließt. Der gemeinsame Erwerb des Gebäudes durch zwei Familien ermöglichte eine denkmal-schonende Sanierung, wie sie bei einer Aufteilung in Wohnungen des sozialen Wohnungsbaues nicht möglich gewesen wäre. Bei Wohnungsgrößen von 150 m<sup>2</sup> auf einer Ebene war es möglich, ohne große Grundrißänderungen auszukommen und auch interessante Farbefunde an den Wänden offenzulegen, statt sie mit Gipskartonplatten zu verkleiden. Dieses positive Beispiel einer denkmal-schonenden Sanierung macht die Problematik des sozialen Wohnungsbaues bei Modernisierungsmaßnahmen besonders deutlich. Dort haben funktionelle und wirtschaftliche Argumente bis hin zu Fragen der Vermietbarkeit von Wohnzimmern mit »schiefen Decken« ein weit größeres Gewicht.

#### Synagoge

Neben dem Markgrafemuseum und der Erweiterung der Fachoberschule in der nördlichen Altstadt verdient die Sanierung der Ansbacher Synagoge, die in Amtshilfe für die Jüdische Kultusgemeinde von der Stadt begonnen wurde, besondere Erwähnung. Der vom Hofbaumeister Retti im 18. Jahrhundert geschaffene Sakralbau ist städtebaulich entspre-

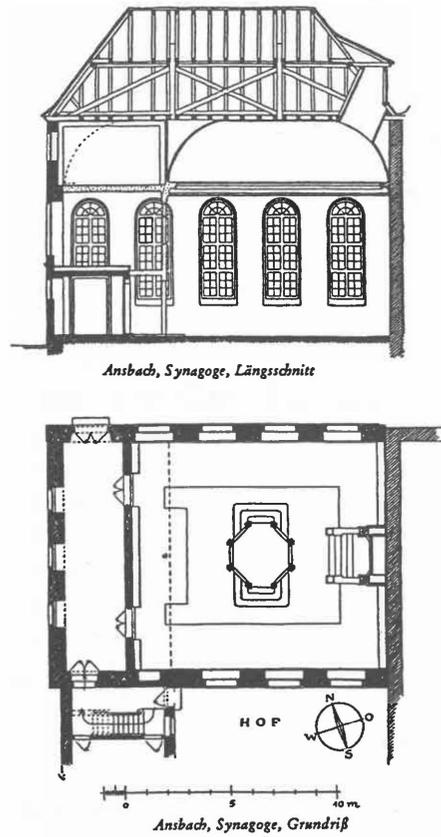


Abb. 15 Synagoge, Längsschnitt und Grundriß.

chend dem oben geschilderten barocken Gestaltungswillen der »Regelmäßigkeit« unauffällig in die Straßenfront eingefügt und daher (wegen der Brandgefahr für die Altstadt) in der »Kristallnacht« nicht zerstört worden. Im Rahmen der Untersuchungen zur Stadtsanierung wurden die Nebenanlagen (Dienerhaus, Frauenbad) wieder entdeckt und durch Ausübung des Vorkaufsrechts auf der Grundlage der Ausweisung im rechtskräftigen Bebauungsplan zurückerworben. Dadurch besteht nunmehr die große Chance, eine komplette Synagogenanlage mit barocker Originalausstattung zu erhalten. Vorerst beschränken sich die Sanierungsarbeiten auf die statische Sicherung der Kuppel und die Trockenlegung.

**Ausblick**

Das in der Ansbacher Stadtsanierung bisher Erreichte nimmt sich im Vergleich zu anderen Städten mit historischer Bausubstanz wohl eher bescheiden aus. Es hat allerdings dazu geführt, daß sich viele Ansbacher Bürger damit identifizieren und dabei sind, ihre Stadt

Abb. 16: Kostenübersicht (in Tausend DM)

Programm-Gruppe / Jahr	1971	1972	1973	1974	1975	1976	1977	1978	1979	1980	1981	1982	1983	1984	1985	insgesamt
I. Vorbereitende Untersuchungen	138	60														
II. Weitere Vorbereitungen		30	60	60		75										
III. Grunderwerb	330	540	660	400							75	130		75		
IV. Ordnungsmaßnahmen																
– allgemein						32,5	100	129	90	110	30	265	208	306	65	
– Stadtwerte										190	245				330	
– Tiefbau							105	135	210		380	430	55			
V. Baumaßnahme			150	100	150		240			150	470	525	1387	1869	1955	
VI. Sonstige Maßnahme				60			35									
<b>Summe</b>	468	630	930	620	150	400	480	264	300	450	1200	1350	1650	2250	2350	13492
<b>Städtische Wohnbaudarlehen</b>												394	200	300	300	1194
<b>Öffentliche Wohnbaudarlehen</b>																
									10 WE	Nachf.	4 WE	19 WE	8 WE	22 WE	13 WE	76 WE
									770	13,2	241,8	1395	765	1662	920	5767

neu zu entdecken und wertzuschätzen. Die baulichen Mängel sind in anderen Bereichen der historischen Stadt derzeit nicht so gravierend wie in den Sanierungsgebieten. Insbesondere aber die westlichen Vorstädte sind wegen der starken Verkehrsbelastung (B 14) von einer deutlichen Auszehrung gekennzeichnet. Auch hier ist der soziale Entmischungsprozeß weit fortgeschritten. Die Rückbesinnung auf die Vorzüge des Wohnens in der Stadt, die in den Sanierungsgebieten in Gang gekommen ist, gibt Grund zur Hoffnung, daß sich dieser Prozeß auch in den westlichen Vorstädten vollzieht, wenn es der Stadt Ansbach gelingt, durch Herausnahme des Verkehrs das Wohnumfeld entscheidend zu verbessern.

#### Literaturhinweise

##### 1. Stadtplanung, Sanierung

*Freie Planungsgruppe Berlin GmbH* (Bearb.), Ansbach. Vorbereitende Untersuchungen 73 – *Stadtbauplanung Ansbach* (Hrsg.), Ansbach. Städtebaulicher Ideenwettbewerb 77: Promenade, Schloßplatz, Inselwiese – *Stadtbauplanung Ansbach* (Hrsg.), Ansbach: Sanierung Rathausblock. Vorbereitende Untersuchungen 78 – *Dr. Ing. Hellmut Schubert, Hannover* (Bearb.), Generalverkehrsplan der Stadt Ansbach 1980. 1. Fortschreibung für die Innenstadt – *Dr. Ing. Hellmut Schubert, Hannover* (Bearb.), Generalverkehrsplan der Stadt Ansbach 1980/81. Öffentlicher Personennahverkehr – *Stadtbauplanung Ansbach* (Hrsg.), Verkehrsberuhigung Martin-Luther-Platz 1983. Verkehrsanalyse und Realisierungskonzept – *Stadtbauplanung Ansbach* (Hrsg.), Stadtlinienerverkehr Ansbach: Neuordnung und Verbesserung des Verkehrsangebotes 1984 – *Dr. Josef Maier, Altstadtsanierung Ansbach*. Beiträge zur Stadtbaugeschichte (noch unveröffentlicht).

##### 2. Geschichte, Kultur

*Adolf Bayer*, Die Ansbacher Hofbaumeister beim Aufbau einer fränkischen Residenz. Würzburg 1951 (= Neujahrsblätter der Gesellschaft für Fränkische Geschichte Bd. 22) – *Adolf Lang / Toni Schneiders*, Ansbach. Stadtbuch mit 124 Bildern. Ansbach o. J. (1979) – *Günther Schumann*, Die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach. Ansbach 1980 – *Hermann Dallhammer*, Ansbacher Chronik. Ansbach 1979.

## Die Autoren

**WOLFGANG SOFSKY** (1952), Dr. disc. pol., Studium der Soziologie, Philosophie und Politologie, seit 1980 Wiss. Mitarbeiter am Soziologischen Seminar, Universität Göttingen, DFG-Projekte: »Humane Arbeitssituationen« und »Machtprozesse in Organisationen«, Lehrbeauftragter in Göttingen und Kassel. Veröffentlichungen: Die Ordnung sozialer Situationen (1983); Macht, Arbeit und Humanität, Opladen (1986, zusammen mit R. Löffler, im Erscheinen); zahlreiche Rundfunk- und Zeitschriftenbeiträge zur Kulturosoziologie.

Dipl.-Ing. Dipl.-Soz. Dr. rer. pol. **DIRK SCHUBERT** ist Akad. Oberrat an der Technischen Universität Hamburg-Harburg. Seine Forschungsschwerpunkte sind Stadterneuerung und Werterhaltung, seine Arbeitsschwerpunkte Stadterneuerung, Stadtbaugeschichte und Wohnungswesen.

**ANDREAS MIELCK** (1951) hat von 1973–1979 Soziologie an der Universität Hamburg studiert (Dipl.-Soz.), anschließend Graduiertenförderung. 1984 hat er an der Universität Hamburg mit dem Thema »Kind-Gesundheit-Stadt« promoviert. Seit 1982 ist er dort Wiss. Mitarbeiter am Institut für Soziologie und am Institut für Medizinische Soziologie. Mitglied in der Deutschen Gesellschaft für Medizinische Soziologie und im Verein Sozialwissenschaft und Gesundheit.

Dr. Ing. **HANS-HERMANN BOCK** (1939), Studium an der TU Hannover, wiss. Assistent bei Prof. Zinsser, Promotion bei Prof. Wortmann 1970, Bauassessor und Stipendiat des Oberprüfungsamtes für die höheren technischen Verwaltungsbeamten in Frankfurt, 1972 pers. Referent bei Stadtbaurat Rabeler (Münster), seit 1975 Stadtplaner und seit 1980 Stadtbaumeister der Stadt Ansbach.

## Notizen

### Ausverkauf

Das Land Baden-Württemberg wird in den nächsten Jahren zahlreiche *alte Gefängnisse in den Innenstädten* verkaufen und statt dessen neue Vollzugsanstalten am Stadtrand bauen. Der zuständige Ministerialdirektor erklärte, in den kommenden fünf oder sechs Jahren drei Anstalten – zwei in Ludwigsburg und eine in Schwäbisch Hall – zu schließen, die denkmalgeschützten Gebäude an die jeweiligen Städte zu verkaufen und am Stadtrand unter Berücksichtigung neuer Erfahrungen moderne Haftanstalten zu errichten. Dafür seien insgesamt 250 Millionen Mark bereitgestellt worden. In den neunziger Jahren sollten dann weitere Gefängnisse in Baden-Baden, Karlsruhe-Durlach und Heidelberg verkauft werden. Die Anstalt in Schwäbisch Hall, ein Jugendgefängnis, wurde 1840 errichtet und liegt direkt am Rand der Altstadt. Die Ob-

jekte in Ludwigsburg stammen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts und befinden sich neben dem Schloß. »In beiden Fällen kann also nicht nur die Stadtstruktur entscheidend verbessert werden, wenn die Gebäude anders genutzt werden, auch den Häftlingen ist mit neuen Gefängnissen im Grünen, in denen alte Mängel vermieden werden, geholfen.« Probleme seien möglicherweise lediglich mit Besuchern und im halboffenen Vollzug zu erwarten.

### Der organisierte Denkmalschutz

Das *Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz* hat drei Faltblätter herausgebracht, die wichtige Sparten des Denkmalschutzes aufgreifen: »*Denkmalschutz. Was? Warum? Wie?*«:

Denkmäler als Wahrzeichen der Städte – Bau- und Denkmäler, die Identität stiften, die Heimat be-

zeugen. Ob stolze Kathedrale, einfaches Bürgerhaus, ob niederrheinische Wasserburg oder Kreuzberger Hinterhof, Frankfurter Westend-Villa oder stillgelegte Zechenanlage, niedersächsisches Fachwerkhaus oder alter Straßenzug – sie alle sind Brücken zur Vergangenheit. – »*Technische Denkmäler*«: beispielsweise die Pumpenanlage für die Wasserspiele des Schloßparks Schwetzingen, um 1775, oder der ehemalige Doppelwasserturm auf dem Verschiebebahnhof Krefeld-Hohenbudberg, der 1916 erbaut wurde und durch den Einbau von Wohnungen gerettet werden konnte – technische Denkmäler also als Kulturdenkmäler im weitesten Sinne. Zeugnisse der Sozial-, Wirtschafts-, Technik- und Verkehrsgeschichte, die uns Zugang zu den Verhältnissen der Arbeitswelt in der Vergangenheit verschaffen. – »*Denkmalschutz auf dem Lande*«: Das Dorf als Einheit, als Institution, das ganz besonders Anfechtungen vielfältigster Art, wie etwa Zersiedlung, Umstellung der Landwirtschaft auf fast schon industriemäßig geführte Großbetriebe und vermeintlicher Fortschritt in der Architektur und im Stadt- und Straßenbau, ausgesetzt ist. Denkmalschutz auf dem Lande ist daher dringlicher denn je.

Diese drei Falblätter können angefordert werden bei: Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz. Geschäftsstelle beim Bundesminister des Innern, Hohe Straße 67, 5300 Bonn 1

### Bauschäden

Der *volkswirtschaftliche Verlust*, der in der Bundesrepublik jährlich *infolge des Auftretens von Bauschäden* entsteht, beträgt mehrere Milliarden DM. Alle Bauwerksarten sind hiervon betroffen: Wohngebäude, Althäuser, Ingenieurbauwerke, Industriebauten, Verwaltungsgebäude, Kulturgebäude und Baudenkmäler. Die Aufwendungen für die Beseitigung der Bauschäden werden in der Summe bald höher sein als die Ausgaben für neue Bauleistungen. Die Ursachen der Bauschäden sind vielfältiger Art, aber oft bekannt. Mancher Bauschaden könnte vermieden werden, wenn rechtzeitig schon vorhandenes Wissen genutzt würde.

Einen sinnvollen und bemerkenswerten Service bietet jetzt das Informationszentrum RAUM und BAU der Fraunhofer-Gesellschaft, Stuttgart. Wegen der besonderen Bedeutung der Bauschäden und des baulichen Denkmalschutzes gibt das IRB aufgrund einer Literaturdatenbank einen neuen Literaturinformationsdienst für Architekten und Bauingenieure heraus, »BULLDOK Bauschäden«, in dem die jeweils neuesten Literaturhinweise zu Veröffentlichungen über Ursachen, Vermeidung und Sanierung von Bauschäden zusammengefaßt sind.

»BULLDOK Bauschäden« erscheint vierteljährlich (Jahresabo DM 40,- einschließlich MwSt. zuzüglich Versandkosten) und kann bezogen werden durch: IRB Verlag des Informationszentrum RAUM und BAU der Fraunhofer-Gesellschaft, Nobelstraße 12, 7000 Stuttgart 80.

### Baden-Württembergisches Förderprogramm

Zwei Förderungsprogramme im Zusammenhang mit Wohnungsbau und Modernisierung von Wohnungen wurden gegen Ende des letzten Jahres vom Innenministerium Baden-Württemberg verabschiedet. Einmal sollen im Rahmen des 1983 aufgelegten Sonderprogramms »Preiswertes Wohneigentum« zusätzlich 20 Millionen DM für die Wohnungsbauförderung investiert werden. »Die Förderobjekte sind Beispiel dafür, daß auch heute noch Familien mit geringerem Einkommen zu Wohneigentum kommen können«, erklärte Innenminister Dietmar Schlee. Außerdem gewährt das Land Baden-Württemberg für die Modernisierung von Wohnungen verbilligte Darlehen. Angebunden ist diese Förderung allerdings an ein sog. Wohnumfeldprogramm. Das heißt, daß dieses Förderangebot nur für Gebiete gilt, in denen die Gemeinden oder auch ein Wohnungsunternehmen im Rahmen des Wohnumfeldprogramms des Landes das Wohnumfeld verbessern, z. B. durch Verkehrsberuhigung, Schaffung von Grün-, Spiel- oder Freiflächen und dergleichen.

### Veranstaltungen

Für das Frühjahr 1986 sieht das *Institut für Städtebau und Wohnungswesen der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung, München*, folgende Veranstaltungen vor:

1. Fachtagung vom 3. bis 5. März in der TU München, »Landes- und Regionalplanung; ihre Verknüpfung mit Fachplanungen und Bauleitplanung«.
2. Fachseminar vom 5. bis 7. März in der TU München, »Erschließungsbeitragsrecht«.
3. Fachtagung vom 10. bis 12. März in der TU München, »Planung für den Umweltschutz und die Rolle der Umweltverträglichkeitsprüfung«.
4. Fachtagung vom 12. bis 14. März in der TU München, »Bestandpflege im Wohnungsbau: Probleme und Perspektiven«.
5. Fachseminar am 13. und 14. März in der TU München, »Grundstückswertermittlung nach BBauG und StBauFG«.
6. Fachtagung vom 17. bis 19. März in der TU München, »Aktuelle Probleme des Planungsrechtes«.
7. Fachtagung am 20. und 21. März in der TU München, »Kommunalpolitische Informationstagung«.
8. Fachtagung vom 24. bis 26. März in der TU München, »Planung im ländlichen Raum«.

Einzelprogramme der jeweiligen Veranstaltungen sind etwa ab Mitte Januar anzufordern vom: Institut für Städtebau und Wohnungswesen, Steinheilstr. 1, 8000 München 2.

### Preise und Auszeichnungen

Das Präsidium des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz zeichnete im Rahmen des *Deutschen Preises für Denkmalschutz 1985* mit dem Hauptpreis, dem Karl-Friedrich-Schinkel-Ring, Herrn Professor Dr. Ing. Hans Nadler, Dresden, aus. Hans Nadler hat sich mit außeror-

dentlicher Intensität als Konservator und als Universitätslehrer der wissenschaftlich begründeten Denkmalerforschung und der Denkmalvermittlung gewidmet. Insbesondere in Dresden ist die Rettung und Wiedergewinnung eines unverzichtbaren Denkmalbestandes von europäischem Rang seinem hingebungsvollen Einsatz zu verdanken. In der motivierenden Ausstrahlungskraft seiner Persönlichkeit und in seiner sachdienlichen Verantwortungsbereitschaft haben sich Auftrag und Aufgabenverständnis des Konservators in beispielhafter Weise verwirklicht.

Darüber hinaus sind weitere zahlreiche Auszeichnungen an Personen bzw. Gruppen in Form der »Silbernen Halbkugel« vergeben worden, die durch ihre Initiative wesentlich zur Erhaltung und Rettung von Gebäuden, Ensembles, Altstadtkernen, Dörfern und Baudenkmalern beigetragen haben. Außerdem wurden Reisestipendien an Vertreter der Medien vergeben, die in beispielhafter Weise auf Probleme des Denkmalschutzes aufmerksam gemacht haben.

Der *Deutsche Architekturpreis 1985* wurde Anfang Dezember letzten Jahres zum fünften Mal von der Ruhrgas AG, Essen, unter Schirmherrschaft der Bundesarchitektenkammer, Bonn, ausgelobt.

Er ging dieses Mal – aus der Hand des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Dr. Oskar Schneider – an die Architektengemeinschaft SV, von Seidlein, Fischer, Winkler und Effinger, München. Sie erhielten den mit 30000,- DM dotierten Preis für die bauliche Gestaltung der Zeitungsdruckerei des Süddeutschen Verlages.

Wie die Jury unter Vorsitz von Professor Harald Deilmann, Münster, darlegte, ist das Druckereigebäude des Süddeutschen Verlages ein vorbildlicher Beitrag zur zeitgenössischen Architektur. Er setzt Maßstäbe für architektonische Qualität in einer bisher vernachlässigten Aufgabenstellung: der Gestaltung vorstädtischer Industrie- und Gewerbegebiete.

## Besprechungen

KLAUS M. SCHMALS (Hrsg.), *Stadt und Gesellschaft. Ein Arbeits- und Grundlagenwerk (Reihe Stadt- und Regionalsoziologie, Bd. 1/2) München: Academic 1983. 918 S., DM 198,-*.

Trotz einer Vielzahl von Readern zum Thema Stadtsoziologie und Stadtplanung, die in den 70er Jahren publiziert wurden und die im Rückgriff auf Theorie- und Methodenansätze der »klassischen« deutschen Soziologie sowie der US-amerikanischen Stadt- und Gemeindeforschung bzw. mit Versatzstücken hieraus ihren eigenen Erklärungsansatz neuer städtischer Phänomene (Entwicklungen, Probleme, Krisen) konstituierten oder anreicherten, fehlte bislang eine Textedition, welche die verschiedenen »klassischen« stadtsoziologischen Ansätze sowie deren Rezeption und Weiterentwicklung in der Bundesrepublik dokumentierte.

Diese Lücke hat Klaus M. Schmals mit seinem Band »Stadt und Gesellschaft« nun geschlossen. Auf nahezu 800 Seiten dokumentiert er in chronologischer Anordnung und unterteilt in sechs Abschnitte Grundlagentexte einerseits des historisch-dialektischen Materialismus (Marx, Engels), legt die sozialkulturelle, kulturpessimistische und sozialhistorische Sichtweise auf die Stadt durch die »klassische« deutsche Soziologie offen (Riehl, Tönnies, Simmel, M. Weber, Sombart, v. Wiese), gibt den human- und sozialökologischen Ansatz der US-amerikanischen Stadtsoziologie wieder (Duncan, Park, McKenzie, Hawley, L. Wirth, Shevky/Bell), veranschaulicht das Paradigma Macht und soziale Schichtung der US-amerikanischen Gemeindeforschung ([Conrad / Streek], Lynd / Lynd, Hunter, [Danzger], [Zoll], Warren) und zeigt andererseits die Rezeption dieser Theorien, Methoden und Fragestellungen in der bundesdeutschen Gemeindeforschung (v. Ferber, Horkheimer/Adorno, König, Mayntz, Oswald) sowie der Stadtsoziologie mit ihren verschiedenen wissenschaftlichen Ansätzen auf (phänomenologischer: Bahrdr, psychologischer und architekturkritischer: Grau-

mann, Ittelson / Prohansky / Rivlin / Winkel, Mitscherlich, Berndt, struktur-funktionaler: Schmidt-Relenberg, sozialökologischer: Friedrichs und marxistischer: Gude, Helms, Brde / Dietrich / Kohaupt, Harvey, Castells). Jedem der sechs Abschnitte sind weiterführende Literaturhinweise, unterteilt in Primär- und Sekundärliteratur, angefügt.

Eingeleitet wird der voluminöse Band mit einem vom Herausgeber verfaßten Aufsatz zur »Soziologie der Stadt« (S. 11–113), in dem er die historische Herausbildung der bürgerlichen Stadt beschreibt, ihren Stellenwert als Untersuchungsgegenstand in und für einerseits die Konstitutionsphase der Soziologie als eigenständiger Wissenschaftsdisziplin sowie andererseits für ihre spätere Legitimationsfunktion bestehender Gesellschaftsstrukturen herausarbeitet, einen Überblick über stadtsoziologische Klassifikationen, Typologien und Definitionen gibt und Erläuterungen zu Autor, Gesamtwerk und wissenschaftstheoretischem Standort der aufgeführten Textdokumente bietet; ferner fügt er seiner Einleitung arbeitsmethodische Hinweise und didaktische Vorschläge zur Textarbeit an.

Schmals will mit seinem Arbeitsbuch dreierlei: Anhand der Originaldokumente und der einleitenden Überlegungen soll ein Einblick in den Prozeß der durch die Industrialisierung und der mit ihr einhergehenden grundlegenden Veränderung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse bedingten Verstärker gegeben werden, weiterhin möchte er dokumentieren, »wie sich dieser Veränderungsprozeß im »Wissenschaftsbetrieb« niederschlug, mit welchen Interpretations- und Lösungsvorschlägen damit beschäftigte Fachleute auf brennende städtische gesellschaftliche Probleme reagierten« (S. 100) und darüber hinaus durch das Heranführen »ad fontes« verdeutlichen, »wie verzerrt viele dieser »klassischen« Autoren heute – meist nur noch in ideologisch überformter Sekundärliteratur – wiedergegeben werden« (S. 100), um in eklektischer Vereinnahmung »häufig bewußt und/oder unbewußt modernistische Strömungen und situative Opportunismen« (S. 100) zu rechtfertigen.

Insgesamt geht es ihm darum, seine zentrale These zur Entwicklung der (Stadt)Soziologie zu verdeutlichen, nämlich die zunehmende Preisgabe des Anspruchs auf eine theoriegeleitete Erklärung und Lösungsbeteiligung gesellschaftlicher Probleme und ihrer Ursachen sowie die damit einhergehende Verflachung der Disziplin zu einer legitimierenden Herrschaftswissenschaft: »Ungeachtet dieser im Positivismusstreit erarbeiteten Qualitäten ist Soziologie in ihrer gegenwärtig vorherrschenden (neo-)positivistischen Ausformung – entsprechend tradierter Herrschaftsstrukturen – weit hinter die Absichten auch in ihrer Gründungsphase zurückgefallen: Im Rahmen der Produktion von Herrschaftswissen (etwa Legitimation kapitalverwertender Stadterneuerung) und bei gleichzeitiger Verhinderung von emanzipatorischem Wissen (Abblocken alternativer Entwicklungs- und Organisationsmodelle), schafft die (Stadt-)Soziologie mehr Probleme, als sie – aus ideologischen bzw. legitimatorischen Gründen – zu lösen vorgibt. An der »Lösung« in diesem Kontext entstandener Probleme (vgl. soziologische Beschreibungs- und Erklärungsmodelle zur Wohnungsnot) und nicht an gesellschaftlich relevanten Problemen (wie etwa einer gebrauchswertorientierten Stadterneuerung) arbeitet sie sich häufig ab.« (S. 37).

Herausgeber und Verlag erheben im Untertitel den Anspruch, mit dem Band ein Grundlagenwerk vorzulegen. Ich denke, ungeachtet einiger redaktioneller Nachlässigkeiten, ist dieser Anspruch gerechtfertigt. Zu hoffen ist nur, daß der doch sehr hohe Preis des Buches einer Verbreitung nicht entgegensteht.

Mannheim

Wilma R. Albrecht

MANFRED GERNER, *Handwerkerlexikon – Wörterbuch für das Bauhandwerk. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1984. 231 S., DM 39,80.*

Wer mit historischer Architektur zu tun hat, mit Sanierung und Denkmalschutz, der wird oft genug in die Verlegenheit kommen, Fachbegriffe aus dem Bereich des Bauhandwerks im Lexikon

nachschlagen zu müssen. Zumal moderne Baupraktiken in erheblichem Maß traditionelle Handwerkstechniken und ganze Berufssparten in Vergessenheit geraten ließen. Da möchte man schon mal wissen, wie das aussieht, wenn der Steinmetz den Werkstein auf der »Bank« einrichtet, um die Flanken »im Stich« abzuarbeiten. Man greift also zu Manfred Gerners »Handwerkerlexikon« – und wird seinen Wissensdurst nicht befriedigt finden.

Was also, wenn nicht solche Inhalte, sind von einem »Handwerkerlexikon« zu erwarten? An Speziallexika ist ja kein Mangel. Da gibt es solche der Kunst, der Baukunst, der Architektur; Geschichten der Baukunst, der Baukonstruktion; Bildwörterbücher, Reallexika etc., Werke von zum Teil beträchtlichem Umfang. In allen werden sich Stichworte finden, die nach meinem Verständnis in ein Bauhandwerkerlexikon gehören: Fachbegriffe, Namen und Benennungen von Werkzeugen, handwerklichen Techniken und Tätigkeiten, Materialien und Bauteilen.

Der vorliegenden Publikation mangelt es hingegen an der Schärfe inhaltlicher Abgrenzung. Nebengebiete wie Chemie, Gebäudekunde, Kunstgeschichte, werden durchaus gestreift. Nun muß das natürlich nicht unbedingt ein Mangel sein, doch hätte man bei Verzicht auf Abwegiges in dem nicht gerade voluminösen Bändchen noch einiges an Unverzichtbarem unterbringen können (Stichworte wie Prüfverband, Schraubenzieher, -dreher, Schrotkeil, Zahnstein u. a.). Sehr allgemeine Begriffe wie »Dezimalsystem«, »Hals«, »Niederschlag«, »Leuchtröhre«, »parallel«, sind mit ebenso kurzen und lapidaren wie allgemein und ohne Bezug zum Bauwesen gehaltenen Worten erklärt (zum Beispiel: »Petroleum, Destillat aus Erdöl«), mithin nutzlose Platzverschwendung. Eine ganze Seite mit Zeichnungen verschiedener Karniesformen und Profile ist wohl löblich, die Beigabe von Prinzipzeichnungen verschiedener Fachwerk- und Dachstuhlkonstruktionen mit Bezeichnung der Einzelglieder wäre noch verdienstvoller gewesen. In einem Handwerkerlexikon auf 20 Zeilen Romantik oder Gotik erklären zu wollen (»Gotik, Gotischer Stil, der Begr. war urspr. ein Schimpfwort für die »barbarische« Bauweise der Goten; erst

später wird er feststehend für den gotischen Baustil – in Nordeuropa (sic!) der Stil zwischen 1150 und 1520 – verwendet; die G. wurde bes. von der Kirche, daneben vom Rittertum und später vom erstarkten Bürgertum geprägt...») ist nicht frei von Chuzpe. Als »typisches Beispiel für den Klassizismus« wird uns dann (im zeitlichen Widerspruch zum Text übrigens) in einer Abbildung die 1882 errichtete Villa Clementine in Wiesbaden verkauft. Und unter dem Stichwort »Denkmalschutz« lesen wir: »gesetzgeberische und administrative Maßnahmen für Denkmäler«. In der Kürze liegt die Würze. Und das Deutsch begraben.

Schlimmer noch: man kann sich auf die Angaben nicht immer verlassen. Ein »Fluchtstab«, so ist zu erfahren, ist ein »Stab zum Nivellieren«. Das ist er nun gerade nicht. Stucco lustro, den Fehler hat der Autor von Hans Koepf übernommen, ist keineswegs mit Stuckmarmor gleichzusetzen, bezeichnet vielmehr eine Maltechnik auf Stuckuntergrund. Beim Stichwort »Wolfsloch« erklärt er nicht dessen Funktion und den Wolf selbst, neben der Steinzange das wichtigste Hebezeug des Steinmetzen, sondern verweist auf die Steinzange selbst und erweckt den Eindruck, das Wolfsloch stünde mit dieser in ursächlichem Zusammenhang.

Im Anhang ist noch, ganz amüsant, ein »Wör-

terbuch der wandernden Handwerkeresellen« beigegeben, dazu, ganz arglos, »Die alten Maßsysteme« und »Die alten Gewichtssysteme« der verschiedenen deutschen Länder vor Einführung des metrischen Systems. Dabei entsteht der Eindruck einer verlässlichen Systematik jener kunterbunten Vielfalt aus Fuß, Ruten, Ellen, Eimern etc., der jedermann zum Schmunzeln veranlaßt, der sich jemals mit der Triangulatur historischer Bauten oder dem Quellenstudium im Archiv beschäftigt hat.

Das mit 19 Titeln sehr gestrafft ausgefallene Literaturverzeichnis nennt eine Reihe recht unbedeutender Titel und erhellte, auf welche Werke der Autor verzichten zu können glaubte, etwa auf Wasmuths Wörterbuch der Baukunst, auf das Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, auf Karl Friedrich: Steinbearbeitung u. v. a. Die recht zufällig ausgewählten Abbildungen haben häufig mehr illustrativen als instruktiven Charakter.

Sicher wurde mit der Konzeption dieses recht sympathisch aufgemachten Buches eine gewisse Lücke auf dem hartumkämpften Markt gefunden. Die Chance, ein wirklich verlässliches Nachschlagewerk in diese Lücke zu lancieren, ist jedoch leider vertan worden.

Berlin

Falk Jaeger

## INHALTSVERZEICHNIS

### ABHANDLUNGEN

- ✓ WOLFGANG SOFSKY, Schreckbild Stadt. Stationen der modernen Stadtkritik. . . . . 1
- ✓ DIRK SCHUBERT, Großstadtfeindschaft und Stadtplanung. Neue Anmerkungen zu einer alten Diskussion. . . . . 22
- ✓ ANDREAS MIELCK, Wird der Stadtbewohner durch die Dichte in der Stadt beeinflusst? Ein neuer Ansatz zu einer umstrittenen Frage. . . . . 42
- ✓ HANS-HERMANN BOCK, Altstadtsanierung: zum Beispiel Ansbach . . . . . 54

DIE AUTOREN. . . . . 75

NOTIZEN . . . . . 75

BESPRECHUNGEN. . . . . 78

#### *Stadtsoziologie*

K. M. SCHMALS (Hrsg.), Stadt und Gesellschaft (W. R. Albrecht) . . . . . 78

#### *Bauhandwerk*

MANFRED GERNER, Handwerkerlexikon. Wörterbuch für das Bauhandwerk (F. Jaeger). . . . . 79

# Kohlhammer

Joachim Spies

## Stadträume - Plätze in Venedig



Kohlhammer

Joachim Spies

### Stadträume. Plätze in Venedig

1985. 167 Seiten mit 363 Abbildungen.  
Kart. DM 54,-  
ISBN 3-17-008612-X

Die zentrale Bedeutung von Stadträumen für die Schaffung urbaner Wohn- und Lebensqualität, etwa durch das Anlegen neuer Plätze, Märkte und Galerien in unseren Großstädten, ist Gegenstand dieses Lehrbuches.

Die theoretischen und gestalterischen Grundlagen dieser architektonischen Aufgabe werden hier am Musterbeispiel Venedigs und seiner bekannten Plätze veranschaulicht.

Durch die Darstellung der Entstehung, der Geschichte ihrer vielfältigen Nutzung und der heutigen Bedeutung dieser Plätze bietet dieses Buch darüber hinaus wertvolle Einsichten zur Stadtgeschichte und -entwicklung.